ANDREAS TSCHERNING
ALS DEUTSCHER LYRIKER

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät
I. Sect.

der Kgl. bayer. Ludwig-Maximilians-Universität

zu

MÜNCHEN

vorgelegt von

HANS HEINRICH BORCHERDT

München-Leipzig 1911
Hans Sachs-Verlag (Gotthilf Haist).

ANDREAS TSCHERNING
ALS DEUTSCHER LYRIKER

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät
I. Sect.

der Kgl. bayer. Ludwig-Maximilians-Universität

zu

MÜNCHEN

vorgelegt von

HANS HEINRICH BORCHERDT

München-Leipzig 1911
Hans Sachs-Verlag (Gotthilf Haist).

Genehmigt auf Antrag der Herren
Professor Dr. Muncker
Professor Dr. Herm. Paul.

Meinem lieben Onkel,
dem Generalsuperintendenten der Kurmark,
D. Paul Köhler in Berlin
gewidmet in treuer Verehrung.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41545817_0073

Vorwort.

Der vorliegende Druck ist nur ein Teil eines größeren Werkes, das noch in diesem Sommer im Hans Sachs-Verlage erscheinen und den Titel führen wird: „Andreas Tscherning. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts.“ Auf dieses Werk muß hier ein für alle Mal verwiesen werden.

Der vorliegende Ausschnitt behandelt nur die lyrischen Dichtungen Tschernings und auch diese nicht vollständig. Das Kapitel über die „Rachel“ mußte hier wegbleiben, da es zu eng mit der Biographie verknüpft ist. Auch die Übersetzungen aus dem Arabischen werden erst in der vollständigen Arbeit behandelt werden.

Verzeichnis einiger gebrauchter Abkürzungen.

B. St. B. = Breslauer Stadtbibliothek.
R. U. B. = Rostocker Universitätsbibliothek.
Fr. = „Deutscher Gedichte Früling".
Fr. B. A. = „Deutscher Gedichte Früling". Breslauer Ausgabe von 1642.
Fr. R. A. = „Deutscher Gedichte Früling". Rostocker Ausgabe. O. J.
Vortrab = Vortrab des Sommers deutscher Gedichte. Rostock 1655.

Siebentes Kapitel.

Dichtungen der Rostocker Studentenzeit.

In seinem Briefe vom 16. Juni 1635 berichtet Tscherning an Opitz, daß Martin Nessel die Dichterkrönung erhalten habe. Von ihm sei der Hymnus des großen Heinsius, den einst Opitz ins Deutsche übersetzt hatte, ins Lateinische übertragen worden[1]).

Am gleichen Tage schreibt Tscherning an Köler, die Dichterkrönung Nessels habe seinen Ehrgeiz angespornt, die gleiche Ehre zu erlangen. Ein Gedicht sei schon in Arbeit. Zweifellos handelt es sich hierbei um den „Lobgesang vber den frevdenreichen Geburtstag vnsers Herrn vnd Heylands Jesv Christi," der wohl zu Weihnachten 1635 in Rostock im Verlage von Johann Richels Erben erschien[2]).

Wenn wir bedenken, daß Nessel und Tscherning den gleichen Gegenstand behandeln, daß Opitz außer der Übersetzung des Heinsius'schen Lobgesanges noch einen eigenen „Lobgesang Uber den freudenreichen Geburtstag unsers Herren und Heylandes Jesu Christi" verfaßt hat, so liegt der Gedanke nicht fern, daß Tscherning in ähnlicher Weise wie bei der „Rachel" von seinen Vorgängern abhängig ist[3]). Dazu kommt noch, daß in der Ausgabe des Barlaeus als 17. Elegie unmittelbar hinter der „Rachel" eine „Elegia in Nativitatem Salvatoris nostri Jesu Christi" folgt[4]). Auch zu diesem Werke möchte man Beziehungen vermuten. Um diese Fragen zu lösen, erscheint es erforderlich, eine Inhaltsangabe des Tscherningischen Werkes voranzuschicken.

In der Widmung, die an eine Anzahl Rostocker Studenten gerichtet ist, unter denen sich die schon genannten Johann Fabricius und Abraham Calovius befinden, sagt Tscherning, daß er nicht Schätze bringe, sondern „Den, der Abraham halff kriegen, der seinen David lies mit einer Schleuder siegen, der was die See umbarmt, beherrschet weit und breit, der zu erhalten kommt, durch seine Gütigkeit, Was er geschaffen hat.“ Es wird dann eine Art Disposition gegeben:

„Beseht den Ort, das Kind, und seiner Mutter Tugend /
Des Weibes ohne Mann.“

Vers 1—18

der Dichtung bilden die Einleitung. Gebet an Christus, daß er zu der Dichtung seinen Segen gebe. Mancher denkt zwar, den Himmel zu erkaufen, aber Dir ist es viel lieber, „arm, aber fromm“ zu sein. Auch das arme Hirtenvolck ist zu Dir getreten, und Du hast sie gnädig aufgenommen, deshalb wage ich es auch, Dir zu Deinem Feste zu singen.

Vers 19—56.

Dieser Tag ist der Brunn der Seligkeit. Mensch und Vieh müssen ihn feierlich begehen. Der Bauer soll müßig sein, das Vieh im Stalle stehn, der Himmel soll Schlossen, Frost, Hagel, Kälte und Schnee sparen, kein Faß dürfte auf der See schwimmen, keine Käufe, kein Unterricht, kein Kampf sollte an diesem Tage stattfinden. Denn

„Der auff den Wolken reitet, Die seiner Allmacht Hand wie Teppicht' außgebreitet, Kommt her in diese Welt zu werden was wir seyn.“ Drum wacht auf, ihr Sterblichen, heute wird der Himmel mit der Erde vermählt. Nun ist der Tod aus der Welt geschafft. Die Wahrheit kommt zur Herrschaft.

Vers 56—83.

Am ersten Tage ist der Mensch Gottes Ebenbild geworden. Jetzt hat Gott menschliche Züge angenommen. An diesem Tage ist alle Krankheit zu Ende, alle Plage weggejagt. Der Lahme kann gehen, der Blinde wieder sehen, der Krüppel gerade gehen, der Taube hört wieder, Fieber, Wassersucht,

Aussatz, alles wird ein Ende haben. Auch der Tote steht wieder auf. Selbst die See wird ihren stolzen Nacken beugen, kurz

„Wir sind ein newes Volck in einem newen Orden /
Aus Adams-Kindern sind wir Gottes-Kinder worden."

Vers 83—114.

Darum eile alles hin zu der Zelle, darin er liegt. Die Wolken sollen ihm Tau spenden. Denn der hier liegt, ist der Schöpfer und Herrscher der Welt.

Vers 115—132.

Ganz nackt liegt er trotz der rauhen Witterung da. Ein Stall ist sein Palast. Ihm, dem man Cedern zum Schloßbau spenden sollte, dem der blumen-bunte Lentz die Wiege umschließen sollte, mangelt alles. Aber die „Himmels-Reuterey" hält Schildwache um ihn her und singt ihre Lieder.

Vers 133—143.

Die Armut scheint seine Gottheit zu verhüllen. Aber die Natur, Sterne und Sonne verblassen vor ihm. Ein Stern bewacht das Haus, um den Weisen zu verkünden, wo der König zu finden sei.

Vers 143—176.

Gott hat Maria gefreit. Gott ist ihr Sohn und Bräutigam, während sie Jungfrau geblieben ist. Von Gottesliebe war ihr Herz entzündet, als ihr auf des Höchsten Befehl Gabriel die Botschaft verkündete. Sie schlug in den Schriften nach und wußte nicht, daß sie es war, von der die Blätter berichten. Nun ist ihr alles neu und seltsam.

„Bald hebt das keusche Bild vor frewden an zu weinen /
Die edle Röte mahlt jhr Engel-Angesicht."

Vers 177—197.

Hinweg alle die, die an ihrer Jungfrauschaft zweifeln. Die große Himmelsbraut liebt Gott, er sie. Nicht im Schoß, im Herzen hat sie ihn empfangen.

Vers 197—210.

Aber alle, die ihr keusch von Gemüte seid, kommt her und hört die Reden, die Gott durch ihren Mund redet.

Vers 211—216.

Auch Joseph sitzt dort, außer sich entzückt, daß die Gottheit sein Haus zur Wohnung erkoren hat.

Vers 217—239.

Die Hirten erscheinen um den Heiland zu grüßen.

„Ihr Einfalt wird gelehrt /
Was noch kein Weiser nicht, kein König hat gehört.
Die Weisen dieser Welt und Herren sind zu Bette /
Thun Hertz und Augen zu, und schlaffen in die Wette.
Indessen kompt der Herr, da keiner es gedacht /
Nicht anders als ein Dieb der einsteigt bei der Nacht."

So erfahren die einfachen Leute zuerst, was sich zugetragen hat.

„Geht nun in Fröligkeit /
Ihr Seelen ohne falsch, singt von der newen Zeit /
Sagt Ewrer Mitpursch'an, der Hirte sey gebohren /
Der uns zu Schafen hat, die Welt zum Stall erkohren /
Und der die Bottschaft Euch von oben angesagt."

Vers 240—257.

Geht nun hin und verkündigt das Lied von der Cumaner-Magd. Das Kind ist vom Himmel gekommen. Selbst Creta beugt vor ihm die Knie. Der Ochse wird bei Bären, der Leopard bei Böcken, der Wolf im Schafstall einkehren. Der Löwe aus Juda wird den Acheron vernichten. Er wird den Teufel vernichten, die Himmelstür wird dem Menschen weit offen stehen, der sich nicht selbst verirrt. An Macht ist dem Kinde kein König überlegen.

Vers 257—284.

Abschluß. Mit den Hirten wollen wir ein Danklied singen. Weg aller Stolz und Pracht. Gewähr' uns Deine Gunst.

„Schick vns das Himmel-Kind /
Den thevren Frieden her. Du Friedens-Fürst verleihe
Daß künfftig wiederumb ein Land das andre freye.

Herodes schnaubet noch und greifft die Wiegen an /
Dieweil Dich selber Er nicht leiblich finden kan /
Zeuch Du für vns ins Feld, Du grosser Überwinder /
Du starker Gideon / errett' uns Deine Kinder
Dein rechtes Eigenthumb. Diß thu, so wollen wir
Jetzt und in Ewigkeit Dir danken für vnd für."

Um nun zu einer Wertung der Dichtung zu kommen, erscheint es zweckmäßig, sie mit den schon genannten Dichtungen andrer Poeten zu vergleichen.

Heinsius' „Lobgesang Jesu Christi deß einigen und ewigen Sohnes Gottes" war Tscherning durch Nessels Übertragung ins Lateinische nahe gerückt worden. Gekannt hatte er die Dichtung sicherlich auch schon früher, da sie von Opitz ins Deutsche übertragen war; diese deutsche Fassung ist für ihn ungleich wichtiger geworden.

Als Ganzes konnte ihm die Dichtung des Heinsius freilich nicht als Unterlage dienen. Denn einmal beschränkt sich der niederländische Dichter nicht auf die Weihnachtsgeschichte, sondern gibt nach der Bibel eine Geschichte der Menschheit, verbrämt mit einem Aufgebote der antiken Mythologie. Dazu kommt, daß Heinsius theologische Spitzfindigkeiten in seiner Dichtung verwendet. Ist doch die Zueignung an Jak. van Dyck eigentlich eine gelehrte theologische Abhandlung, deren scharfe Spitzen sich gegen die Arminianer richten.[5]) Mit alledem konnte der religiös-tolerante Tscherning nichts anfangen. Aber in vielen Einzelheiten zeigt sich der Einfluß der Opitzischen Übersetzung des Heinsius'schen Lobgesanges.[6])

Viel näher seinem Stoffgebiet und seiner Disposition nach, als das Werk des Heinsius lag Opitz' eigener „Lobgesang auf den freudenreichen Geburtstag Jesu Christi." Schon der wörtlich übereinstimmende Titel weist auf die Verwandtschaft zwischen der Tscherningischen und Opitzischen Dichtung hin. Der Vergleich im einzelnen zeigt aber eine nach unseren Begriffen unerlaubte Benutzung des Opitzischen Werkes. Dies gilt vor allem für das letzte Drittel des Tscherningischen Werkes, während für den ersten Teil mehr der Heinsius'sche Lobgesang in Betracht kam.

Gegenüber diesen Einflüssen sind die Anklänge an Barlaeus „Elegia in Nativitatem Salvatoris nostri Jesu Christi" nur gering.

Doch finden zwei Stellen, die bei Heinsius und Opitz nicht vorkommen, hier ihre Belege.[7])

Einige Anklänge finden sich auch an Barlaeus' „Hymnus in Christum." Hier beginnt der Dichter auch mit einem Gebete an Christus.[8]) Ferner werden in diesem Hymnus die Töchter Solymes erwähnt, denen wir auch bei Tscherning, aber nicht bei Opitz und Heinsius begegnen.

Um die Abhängigkeit der Tscherningischen Dichtung von Opitz' Lobgesang und desselben Dichters Übersetzung des Heinsius'schen Hymnus im einzelnen zu zeigen, stelle ich in den Anmerkungen die Parallelstellen nebeneinander.[9]) Dadurch wird aufs deutlichste gezeigt, wie unselbständig Tscherning in den Gedanken seiner Dichtung ist.

Auf der anderen Seite ist zu bemerken, daß diese Kompilation formell gar nicht ungeschickt ist. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß das Tscherningische Werk entschieden Vorzüge besitzt.

Bei Heinsius bildet die Weihnachtsgeschichte nur eine Episode. Sie wird nicht schlicht erzählt, sondern ist mit dogmatischen Erörterungen verbrämt. Gewiß ist Opitzens Lobgesang demgegenüber ungleich lebendiger, aber auch Opitz vermag nicht seinen gelehrten Neigungen zu widerstehen, so daß er dem Lobgesang eine Reihe von Auslegungen anfügt. Tscherning dagegen erzählt in schlichtem, einfachem Ton, fast nach Art der alten deutschen Holzschnitte. Dabei verwendet er geschickt auch einige Stellen aus protestantischen Kirchenliedern.[10]) Nur einige wenige Stellen sind nicht genießbar.

Dabei ist Tschernings Lobgesang ungemein anschaulich. Opitz stellt die Tatsachen nebeneinander. Tscherning schildert die Natur, er läßt uns in die Krippe schauen.[11]) Dort sehen wir Maria, wie sie den Kopf bewegt. Wir sehen Joseph sinnend sitzen. Wir werden vom Dichter zu den Hirten geführt. Kurz, Tschernings Lobgesang ist viel epischer als der seiner Vorgänger.

Mit der „Rachel" gemessen, bildet der Lobgesang einen beträchtlichen Fortschritt. Um so auffälliger ist es, daß er nicht in den „Früling" aufgenommen wurde. Wahrscheinlich war er sich wohl bewußt, daß die Anlehnungen an Opitz das erlaubte Maß überschritten und mochte fürchten, daß man die Abhängigkeit bemerken würde. Trotzdem wird man Tscherning eine

gewisse Selbständigkeit in der Anlage dieses Werkes nicht absprechen können, während er sich in den Gedanken durchaus an fremde Vorbilder anlehnt.

Auch bei dem zweiten größeren Werke der Rostocker Studentenzeit zeigt sich der Einfluß der Opitzischen Dichtung. Zweifellos ist Tschernings „Lob des Weingottes“ durch Opitzens „Lobgesang Bacchi“ angeregt worden. Opitz hatte auch diesen Hymnus aus dem Holländischen des Heinsius übertragen. Dieser hatte wieder, wie Opitz im 11. Kapitel der Poeterey sagt, das Werk „zum Teil von dem Ronsard entlehnt“. Heinsius nennt auch in der Vorrede Ronsard und sagt, daß er dessen Gedicht mit Bewunderung gelesen und sich entschlossen habe, einmal zu sehen, ob die holländische Sprache auch so ungeschickt sei, wie viele Leute meinten, die nur das Fremde schätzten und das, was mit vieler Mühe erlernt werde; während des Schreibens habe er aber gefunden, daß Ronsard zwar vieles gesagt, aber noch mehr übergangen habe[12]). Heinsius bemüht sich daher, seine ganze Gelehrsamkeit in diesem Hymnus zu zeigen. Sein Werk zeigt seine erstaunliche Belesenheit der alten Schriftsteller. Vielleicht reizte gerade der gelehrte Apparat Opitz zu seiner Übersetzung des Heinsiusschen Werkes, die im Winter 1621 zu 1622 ausgeführt wurde.

Vom 1. März 1636 ist die Vorrede zu Tschernings „Lob des Weingottes“ datiert, die wieder an eine Anzahl Studierende gerichtet ist. Sie bildet ein gewisses Selbstzeugnis zu seiner Dichtung: „Ich muß es bekennen / daß mein Gemüte von Jugend an nach der Göttlichen Poeterey je vnd allewege gehangen / vnd wollte Gott ich hette so viel in deroselben Wissenschaft als lieben gegen ihr / zugenommen. Die sonderbare Glückseligkeit vnd der unsterbliche Ruhm vnsers Herrn Opitzen nebenst wenig anderen haben mir Tag vnd Nacht im Sinne gelegen / vnd Anlaß gegeben von der Erden etwas empor zu steigen. Besonders hat mich angelacht der Reichthumb vnd die Zierlichkeit vnsrer Muttersprache / die nun zu jhrem alten Schmucke vnd Reinigkeit wieder kommen / ohne das noch etliche die Welschen vnd Frantzösischen Wörter bey Hofe vnd anderen Gelegenheiten nicht außmustern wollen / in bedencken / daß jhr Ansehen umb

ein merkliches möchte geschmälert werden. Biß anher habe ich etliche Mißgeburten meines geringen Verstandes außfliegen lassen / zu keinem andern Ende / als daß sie mir theils etlicher Verständigen Vrtheil hierüber einholen / theils gute Freunde schaffen sollten."

Es erscheint seltsam, daß Tscherning mit keinem Worte der Opitzischen Dichtung gedenkt, die ihn doch zu dieser Dichtung angeregt hatte. Schon Eschenburg hat auf die Ähnlichkeit des Tscherningischen Werkes mit Opitzens Bearbeitung des Heinsiusschen Gedichtes hingewiesen, und Rubensohn hat dies in seinen „Griechischen Epigrammen" an einigen Beispielen dargelegt.[13]) Trotzdem muß man sagen, daß gegenüber der unerlaubten Benutzung des „Lobgesanges" die Tscherningische Dichtung „Lob des Weingottes" ungleich selbständiger ist. Der „Lobgesang" ist aus fertig vorgebildeten Bildern geschickt zusammengestellt. Der Vergleich des Gedankenganges bei Opitz und Tscherning zeigt beim „Lob des Weingottes" den Versuch einer selbständigen Gestaltung des Stoffes. Heinsius-Opitz suchen den Weingott aus den antiken Mythen und Kulten zu schildern. Nur im Anschluß daran wird ein kleiner Seitenblick auf die Gegenwart geworfen. In der Disposition knüpft Heinsius immer an die Person des Bacchus an. Erst wird sein Leben geschildert. Dann werden seine Beinamen und Attribute durch antike Erzählungen zu erklären gesucht.

Über alles dies geht Tscherning rasch hinweg. Nach einer kurzen Anrede an den Weingott sagt er:

„Dich gäntzlich zu beschreiben
Ist gar zu hoch für mich" /
„Dein Vater ist bekandt /
Die Mutter weiß man auch"
„Was von Dir sey geschehen /
Kan iedermann genung auß Deinen Namen sehen."

Das Thema seines Lobgesanges ist: Welche Vorteile bietet uns der Genuß des Weines? Diese Frage wird nach der Einleitung eingehend behandelt.

Vers 30—63.

Was hätten wir ohne Dich für Lust.

„Mit weinen hebet sich
Diß kurtze Leben an / mit hoffen vnd mit zagen /
Vollführt man seine Zelt / mit seufftzen / ach vnd klagen
Gesegnen wir die Welt. Da hilfft kein wiederstehn!“
„Drumb handelt dieser wol / der seiner Zeit gebraucht / “
„Hierzu / Du Hüffte-Kind / sind Deine Reben gut.“

Du erhebst die Sinnen und gibst uns neue Kraft.

Vers 63—98.

Wer nüchtern bleibt, hat Kummer und Sorgen. Wer nur an sein Geld denkt, hinterläßt lachende Erben. Wer aber sein Geld richtig verwendet, der kauft auch Dich und gewinnt so neue Freunde. Gerade beim Wein wird die Duzbruderschaft geschlossen.

„Du trägest einen Sinn / so gerne Freundschafft helt.“

Vers 99—122.

Auch die Liebe förderst Du. Du fesselst auch die sprödeste Frau.

„Wo aber Du nicht bist / da lässt die Liebe nach /
Sie schöpfet jhre Lust auß Deiner Reben-bach.“

Aber nicht zuviel.

„Der hier sol triumphiren
Muß voll vnd nüchtern sein.“

Vers 123—150.

Wer zu viel trinkt, kann nichts verschweigen.

„Das Fewer prüfet Gott / der Menschen Herzen Wein.“

Drum prüfen die Fürsten die Gesandten beim Wein.

Vers 151—166.

Auch dem Soldaten nutzt Dein Wein. Durch Dich gewinnt er die Tapferkeit, und hat er sein Hab und Gut im Weine vertrunken, so greift er doch wieder zum Eisen, um lieber den Heldentod zu sterben, als an der Hungersnot in der Stadt zu verderben.

Vers 167—182.

„Wem darumb Deine Kost / Du Feind des Wassers / stinckt /
Der strafft sich selber gnung in dem er Dich nicht trinkt.“

Vers 183—198.

Zuviel ist ungesund. Das Mittelmaß ist gut.

„Kein Säuffer bin ich nicht / thu dreymal doch bescheid /
Am ersten für den Durst / hernach zur Fröligkeit /
Das dritte für den Schlaff / der treibet von dem Hertzen
Diß alles was mich kränkt / ertödtet Leid vnd schmertzen.
So bleib' ich in der zahl der Gratien bestehn /
Vnd kan noch vngeführt nach meiner Stuben gehen."

Vers 199—214.

Der Wein, der Erden Blut, ist der Poeten Pferd.

Vers 215—222.

„Thyoneu sey gegrüßt / komm / komm Du Sorgenbrecher /
Vnd folge mir hernach / man setzet schon die Becher
Komm her auf einen Schmauß. Lauf / Junger / fülle Wein /
Was grämet man sich viel? Die Sorgen so mich kränken /
Die wil ich allzumal heut in das Weinfaß senken.
Nicht lebe morgen erst / wer heute leben kan.
Herumb / trinckt eines her / die Zunge klebt mir an."

Wir sehen also, daß der Aufbau des Tscherningischen Werkes ein wesentlich anderer ist als der des Opitzischen. Dagegen zeigt sich der Dichter in der Ausdrucksweise wieder stark von Opitz abhängig. Ich stelle in den Anmerkungen wieder eine Anzahl Parallelstellen und Anklänge nebeneinander.[1]) Mit dieser Anführung soll nicht gesagt sein, daß es sich stets um einen literarischen „Diebstahl" handelt. Vielmehr sind die bei Opitz vorgefundenen Gedanken bei Tscherning verändert und variiert. Wörtliche Übereinstimmungen finden sich seltener als im „Lobgesang auf Jesus Christus". Man kann sogar den Versuch, sich selbständig zu machen, an den Versen sehen, wo Opitz sich an die Antike angeschlossen hatte. Der ältere Dichter hatte eine Anzahl Stellen aus der griechischen Anthologie entlehnt. Tscherning war diese seit Küchler sicherlich geläufig. Er scheint die betreffenden Stellen mit dem Originaltext verglichen zu haben. So wird es erklärlich, daß er trotz der Abweichungen von Opitz eine ziemlich genaue Übersetzung gebracht hat. Immer finden sich Mittelglieder, die Tscherning gekannt haben dürfte. Die einzelnen Stellen, wo Gedanken der griechischen Anthologie zu

Grunde liegen, sind nach Rubensohns Ermittlungen in den Anmerkungen zusammengestellt.[15])

Interessant ist es auch, den Anteil festzustellen, den die Horazische Dichtung an dem Werke hat.[16])

Wieder finden sich auch in diesem Tscherningischen Werke einige recht geschmacklose Stellen, aber daneben eine Anzahl schöner poetischer Gleichnisse, die durchaus Eigentum des Dichters zu sein scheinen.

Der Eindruck des ganzen Werkes ist ein ziemlich schwacher. Das Ganze ist langweilig, die Anpreisung der Mäßigkeit zu wenig originell. Nur der nach antiken Mustern gearbeitete Schluß vermag einen jugendlicheren, frischeren Eindruck zu machen. Nach dem Vorbilde von Opitzens „Vielguet" und „Vesuvius" hat Tscherning seinem „Lobe des Weingottes" gelehrte Anmerkungen beigegeben, in denen er eine Anzahl lateinischer und griechischer Schriftsteller, vor allem Horaz und Ovid, zitiert. Für seine Belesenheit geben aber diese Anmerkungen kein sicheres Zeugnis, da man mit der Möglichkeit rechnen muß, daß er diese Notizen aus anderen Werken geschöpft hat, statt daß sie auf Quellenstudium beruhen.

Das Ergebnis der Untersuchung über die Rostocker Dichtungen ist nun folgendes: In der Anlage der Werke ist Tscherning selbständig, in der Durchführung aber steht er in Gedanken, Worten und Bildern völlig unter dem Banne Opitzens.

Wenn der „Lobgesang Jesu Christi" erfreulich bleibt, so liegt das vor allem daran, daß sein gläubiges Gemüt für diesen Stoff den einfachen, schlichten Ton fand, den er allerdings bis zu einem gewissen Grade schon bei Opitz vorgebildet sah. Um das „Lob des Weingottes" zu singen, dazu fehlte ihm die Begeisterung des fröhlichen Zechers und der Humor, der sich bei Opitz zeigt. Immerhin ist der Fortschritt von der „Rachel" auch zu diesem Werke nicht zu übersehen. Wenn Tscherning schlichtere, natürlichere Worte findet, so ist dies wohl in erster Linie auf Peter Lauremberg zurückzuführen.

Zehntes Kapitel.

Tscherning als deutscher Lyriker.

Gegen Ende der Breslauer Zeit war es Tscherning auch möglich geworden, seine gesammelten Werke unter dem Titel „Deutscher Getichte Früling“ herauszugeben. Die Widmung richtet sich an Tschernings Gönner Apelles, der selbst, wie Brief 32 zeigt, die Vorrede durchgelesen hatte. Diese Vorrede ist nach mehr als einer Richtung hin von großem Interesse. Tscherning entschuldigt den Entschluß, seine Arbeiten erscheinen zu lassen, damit, daß alle Buchläden mit solchen Mißgeburten überfüllt seien. Für die Bewertung seiner Dichtung gibt er selbst Handhaben: „Wann etwas vngleiches darin vorkommen wird / so wollen Sie bedencken / daß ich etliches bey guttem Muthe / etliches betrübt vnd traurig / nicht wenig freywillig / viel auff anderer Befehl und gegebene masse der Zeit hingeschrieben. E. Gestr. halten noch in frischem Gedächtnis / wie ich offters darüber geklaget / wann ich tichten mussen nicht worzu ich selber Lust getragen / sondern was mir ist vorgeschrieben worden. . . . Ein theil ist mit fleiße gesetzt / ein theil vberhin geeilet worden. Vnd zwar nach unserer Mundart.“

Den Titel seines Werkes erklärt er damit, daß es die Frühlingsfrüchte seiner Muse seien. Erst der Sommer werde reife Früchte bringen.

Auf diesem Werke beruht Tschernings Ruhm. Daher ist es berechtigt, an diese Sammlung eine Würdigung Tschernings als deutschen Dichters zu knüpfen. Wohl hat Tscherning noch

ein zweites deutsches Werk erscheinen lassen, aber das erschien nur in geringer Auflage und erlangte bei weitem nicht die Anerkennung, die der „Früling“ gefunden hatte. Neue Töne finden wir im „Vortrab“ auch nicht angeschlagen, deshalb gilt über die im „Vortrab“ enthaltenen Gedichte das über den „Früling“ Gesagte. Sie seien daher zur Vervollständigung des Bildes hier herangezogen. Von Tscherning gelten die meisten Eigenschaften der Renaissance-Dichtung, die Max von Waldberg in seiner feinsinnigen Untersuchung über „die deutsche Renaissance-Lyrik“ (Berlin 1886) festgestellt hat. Ich versuche im Folgenden die allgemeinen Feststellungen Waldbergs auf den Spezialfall „Tscherning“ anzuwenden. Auf Waldbergs Schrift sei hier ein-für allemal verwiesen. — Tscherning erweist sich in seiner Dichtung durchaus als Kind seiner Zeit.

Die Lyrik ist auch bei ihm nicht der Niederschlag seines Seelenlebens, nicht der künstlerische Ausdruck seiner innersten Gefühle. Wie schon an einigen Gedichten hervorgehoben wurde, fehlt es seiner Dichtung nicht an persönlichem Einschlag, aber der Ausdruck, den er für seine persönlichen Empfindungen findet, ist zu konventionell, um wirklich lebendig zu werden. Auch seine Dichtung ist fast immer angelernt und anempfunden. Der Mangel an originellen Gedanken ist bei ihm geradezu erschreckend. Allerdings muß man ja trennen zwischen den Gedichten, die ihm persönliches Erlebnis wurden und denen, die er auf Bestellung arbeitete. Das scharfe Urteil, das Gervinus über ihn fällt, wonach Tschernings Gedichte nur ein Haufen gleichgültiger Gelegenheitsgedichte seien, trifft aber mehr die ganze Renaissancelyrik; damit ist Tscherning noch nicht abgetan. Etwas von einer Persönlichkeit steckt doch darin.

Auch die Tatsache, daß Tscherning in der Form nicht selbständig ist, kann man ihm nicht persönlich zum Vorwurf machen. Auch dies ist nur ein Zeichen der Zeit und im Gegensatz zu vielen anderen Dichtern ist Tscherning so ehrlich, seine Abhängigkeit vom Wortschatze des Opitz stets zu bekennen. Ja, am Ende seines Lebens hat er uns selbst einen Einblick in seine Arbeitsweise gegeben. Er hatte sich Kollektaneen über Opitzens und Flemings Werke angelegt, die er 1658 in seiner „Poetischen Schatzkammer“ veröffentlichte. Wenn

man nun an der Hand dieser „Schatzkammer“ die Werke durchgeht, erkennt man, wie sehr die Kompilation an die Stelle der Phantasie getreten ist. Aus dieser Arbeitsweise heraus versteht man aber erst, wie Tscherning die Dichtkunst als Wissenschaft bezeichnen konnte. Nur den Kirchenliedern scheint mitunter innere Erfahrung zu Grunde zu liegen. Dem überwiegenden Teile nach sind aber seine Dichtungen Gelegenheitsgedichte, ohne persönlichen Anteil. Nur in wenigen Fällen erhebt er sich über den besonderen Anlaß zu einem Gedichte.

Bei dem treuesten Schüler Opitzens möchte man volkstümliche Klänge nicht vermuten. Aber wie der Meister selbst Anklänge an das Volkslied aufweist, so auch der Schüler. Während sie aber bei Opitz direkt vom Volksliede übernommen sind, läßt sich bei Tscherning in den meisten Fällen ein Mittelglied feststellen. So liebt z. B. das Volkslied sprichwörtliche Wendungen. Auch bei Tscherning sind sie sehr häufig, aber hier dürften die Proverbia Arabica das Mittelglied bilden.

Wenn Tscherning eine liedermässige Gestaltung bevorzugt, so kommt er gewiß dem Volksliede näher. Aber auch hier handelt es sich nicht um volkstümliche Weisen, sondern um kunstvolle Liederkompositionen. Tscherning hatte große Vorliebe für Musik. Das zeigt sich in vielen Gedichten, vor allem im „Lob der Musik“. Im Kreise Löwensterns wurde zweifellos viel Musik getrieben und es ist wohl nicht unwahrscheinlich, dass Apelles auch Tschernings weltliche Lieder komponiert hat. Jedenfalls haben wir einen sicheren Hinweis darauf, daß Tschernings Lieder gesungen wurden. Am 22. November 1642 schreibt der Dichter in einem Briefe: „Von Soor auß Dännmark wird mir geschrieben, von dem Hofemeister eines unächtigen Printzen des Königs in Dänemark, daß sie daselbst öffte das Daktylische Lied dem Liebuschlein [der Hund des Apelles] von mir gesetzt, zu singen und sich damit zu erlustigen pflegten, wie auch die Ode auff Hr. Ebens Hochzeit.“ Tschernings Gedichte wurden also als Gesellschaftslieder verwendet.

Damit ist aber die Gemeinsamkeit mit dem Wesen des Volksliedes erschöpft. Das liegt schon daran, daß das, was für das Volkslied geradezu charakteristisch ist, die Liebesdichtung, bei Tscherning fast ganz fehlt. Wo sich sonst noch

Motive aus dem Gesellschaftslied finden, wie am Schlusse des „Lobes des Weingottes", da liegen antike Vorbilder zu Grunde. Die übrigen Kennzeichen volkstümlicher Dichtungsweise fehlen bei Tscherning gänzlich. In dem von Waldberg S. 57 herangezogenen Gedichte „an Dorinde" ist allerdings der Gegensatz des Dichters zum Adel ausgedrückt. Aber das ist mehr aus dem Einzelfalle zu erklären, als daß es ein für Tscherning charakteristischer Zug wäre.

Ungleich näher steht Tscherning der Gelehrten-Poesie. Er liebt didaktische Gedichte. So singt er das „Lob der Buchdruckerei", das „Lob des Weingottes."

Die Leiden des dreißigjährigen Krieges finden einen verhältnismäßig kräftigen Ausdruck, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben wurde. Daß Tscherning mitunter die Vorgänge nicht übel realistisch und humorvoll schildern kann, hat das Neujahrsgedicht an Apelles gezeigt.

Ja, Tscherning ist so ehrlich und realistisch, daß er sich nicht ein einziges Mal im Schäfergewande nach Arkadien verirrte, trotzdem doch gerade die Schäferlyrik von Opitz eingeführt worden war. Dies zeugt von einer gewissen Selbständigkeit dem Herrn und Meister gegenüber. Damit ist aber nicht gesagt, daß sich nicht einzelne Motive der Schäferdichtung auch bei ihm finden. Gelegentlich kommen auch bei ihm Schäfernamen vor; die Geliebte nennt er seine Chrysis, die Adlige, die ihn verschmäht, nennt er Dorinde. Aber es sind keine fingierten Persönlichkeiten, die hinter diesen Namen versteckt sind, sondern Chrysis ist, wie sich aus dem Neujahrsgedicht ergibt, Löwensterns Tochter und Dorinde wohl eine andere junge Dame des Breslauer Kreises. Auf die Liebe zu Chrysis lassen sich die fünf oder sechs Liebesgedichte zurückführen, die Tscherning gedichtet hat[1]). Diese Gedichte enthalten sogar soviel Persönliches, daß man einen Einblick in seine Liebe bekommt. Das Gedicht auf David Ebens Hochzeit beginnt mit den Versen: (Frül. B. A. S. 212.).

„Seit mein Vorsatz sich gewandt
Mit der Zeiten angesichte:
Seit Ich / vmb den Oderstrand /
Von der Chrysis Lieder tichte
Muß Ich freylich wohl nur sagen . . . . ."

Aber er fand zuerst keine Gegenliebe: (Früling B. A. S. 56): „An eine Jungfraw:

„Schlägst Du dann mein begehren
So gäntzlich in die Luft?“

Oder in dem Gedicht „Auff einer Jungfrawen Namenstag“ (Frül. S. 224):

„Wer knüpffet mir ein Band
Der Liebsten vmb die Hand?
Du Kind der süßen Schmerzen
Du weissest Hülff vnd Rhat/
Bind' an der Hände stat/
Vns beide mit den Hertzen.

Wenn Du Ihr Hertze rührst
Mit Pfeilen die du führst/
So bin ich halb genesen:
So sagt die Zunge frey/
Daß noch kein Tag nicht sey
So glückhafft mir gewesen.“

Ohne sie ist er unglücklich, darum klagt er in dem Gedichte „An eine abwesende Buhlschaft“ (Früling B. A. S. 87.).

„Nichts kan von allen ecken
Mir armen Lust erwecken/
Wann ich nicht bey Dir bin.“

Endlich scheint er Erhörung gefunden zu haben. (Frül. S. 166.).

„Zwar Chrysis meine Ziehr/
Der Schönheit vngehever/
Trägt gegen mir noch Fewer/
Vnd ich auch gegen Ihr:
Sie wil nicht von mir lassen/
Ich kan Sie auch nicht hassen.“

Wenn man diese Stellen mit dem Neujahrsgedicht an Apelles und den brieflichen Äußerungen über Rosina in Verbindung bringt, erhält man den Eindruck, daß hier ein wirkliches Liebesverhältnis zu Grunde liegt. Dies berührt in der Zeit der Schäferdichtung sympathisch. Nirgends findet sich aber bei ihm „das befreiende, beseeligende Gefühl einer großen Liebe,“ sondern auch er hat nur Klagen über Liebesschmerzen. So heißt es: Frül. S. 56.

„Wer liebt / ist ohn gesichte /
Ja, weiß nicht wer er ist.
— — — — — — — — — —
Ich muß in Traurigkeit
Verbringen meine Zeit.

Wie lange sol ich klagen /
Mich selbst zu Grabe tragen /
Es frißt mir Mark und Bein."

Hierin ist Tscherning durchaus Kind seiner Zeit.

Wenn sich in seinen Epigrammen eine frauenfeindliche Gesinnung kund tut, so liegt auch hier wohl der Einfluß der Schäferdichtung vor, die sich wieder auf die antike Epigrammatik gründet. An anderer Stelle sagt er, daß er bei den Frauen in Gunst gestanden (Neujahrsgedicht an Apelles) und in dem Gedichte „An eine wolgestalte Jungfraw" nennt er die Angebetete sogar göttlich. (Frül. S. 178.) Daß Tscherning auch formelhafte Eingangsverse der Schäferpoesie bringt, (z. B. „Achtmal ist der Früling kommen. (Früling S. 171.) Dreymal hat das Liecht der Nacht / nach dem Silber-vollen Scheine / Hörner in den Himmel bracht. (Gedicht an Fabricius.) (Opitzianische Ausdrucksweise.) hat schon von Waldberg festgestellt. — Typisch ist für die ganze Schäferdichtung das Bild, wie Eros auf Befehl der Mutter den Pfeil in das Herz der sprödesten Geliebten sendet. Tscherning verwendet aber dies Motiv in freier Weise.[2]) (Frül. B. A. S. 165.)

„Hat das verbuhlte Kind
Der Venus / vber hoffen /
Dich endlich auch getroffen?
Ist doch der Bube blind /
Sunst können ja die Blinden
Nicht wol die Wege finden.

Nun glaub es wer da wil
Er habe kein Gesichte /
Daß ihm die Pfeile richte
Zu treffen auff das Ziehl /
Die Ihn für blind erkennen /
Sind blinde selbst zu nennen."

Auch in seinem Naturgefühl ist Tscherning durchaus ein Dichter der Renaissancezeit. Auch er hat noch kein Verständnis für die Großartigkeit der Natur. Nur die Freude

über ihre Lieblichkeit kommt in seiner Dichtung zum Ausdruck. Wieder erweist er sich hier als gelehriger Schüler Opitzens.

Es ist der Nachweis geführt worden, daß Opitz die Natur nach ihrer Zweckmäßigkeit beurteilt.[1]) Ebenso Tscherning. Opitz sagt:

„Welcher Baum ist edler auch, der welcher Früchte träget
Und Speisen; oder der so nichts zu nützen pfleget
Als daß er Schatten gibt? (Opitz-Ausgabe von 1690. Teil II. S. 81.)

Ebenso fragt Tscherning:

„Wird nicht ein Baum, der edle Früchte träget
Von allen mehr geliebt /
Als der nur Schatten gibt /
Im vbrigen sunst nicht zu nutzen pfleget?
(Früling B. A. S. 170.)

Den Rosen weiß Tscherning auch keine andere Poesie abzugewinnen als die Bemerkung:

„Die Rosen stärcken sunst das Haupt vnd alle Glieder /
— — — — — — — — — — — — — —
Vom Rosensafte schwindt der schwartzen Gallenwust.

Noch deutlicher wird diese Art der Naturbetrachtung aus dem Gedicht auf Johann Tilgners Hochzeit. (Früling B. A. S. 68.) Es beginnt:

„Beschaut diß weite Hauß der Welt von allen ecken
Mit Augen der Vernunfft / ein jeder Ort vnd flecken
Hat seine Lust für sich."

Unwillkürlich erwartet man einen Vergleich der Schönheiten der Länder. Aber Tscherning weiß nur von dem Nutzen zu berichten. Das eine Land hat Korn und Obst, das andere Wein, ein drittes Elfenbein, ein viertes Weihrauch, ein fünftes Stahl usw. Ärger wird es aber im weiteren Verlauf des Gedichtes. Er schildert Bunzlau:

Ich bleib' am Ufer stehn / seh' einig Buntzlaw an /
An welchem die Natur nicht wenig hat gethan.
Hier fleust der Bober für / der träget reichlich Fische.

Bis hierher läßt man es sich gern gefallen. Nun kommt eine wundervoll prosaische Bemerkung:

„Die Gründel bringt der Wirth so thewer nicht zu Tische /
Als wo ich bin bißher."

Dann fährt er ganz im Sinne des Opitzischen Naturgefühls fort:

„Hier ist der Brunn / darauß
zur Zeit ein Kayser trank / der Najaden jhr Hauß /
Hier hat man Gartenlust / hier Thäler / Wiesen / Hügel /
Hier Werder / Pusch vnd Wald / als Häuser der Geflügel /
Deß Wildes auffenthalt."

Auch bei ihm gibt es keine Winterlieder. Vielmehr wird auch bei ihm der Winter nur in Verbindung mit dem Ausdrucke des Behagens am Frühling erwähnt. So heißt es im „Früling" (B. A. S. 190.)

„Aber wie der Sonnen Wagen
Sich mit Klarheit wieder zeigt /
Wann der Donner stille schweigt:
Wie der Frühling vns erfrewt /
Nach den faulen Wintertagen /
Wann die Erden sich ernewt
Gleicher massen giebt auch GOtt
Lust und Frewde nach der Noth."

Eigentümlicherweise spricht Tscherning von der „braunen Nacht," (Frül. B. A. S. 229.) und wenn Opitz in seinem bekannten Nachtliede „Jetzund kompt die Nacht herbey" sagt, „Meine Sorge kompt heran," so spricht Tscherning von „entsorgter Nächte Licht." (Frül. B. A. S. 82.)

Eingehender sind dagegen die Schilderungen des Frühlings. Auch hierbei zeigt er sich durchaus von Opitz abhängig. So heißt es z. B. (Frül. S. 246):

„Schawe wie die Felder lachen /
Wie sich Berg vnd Thal ergetzt /
Lufft vnd Himmel lustig machen /
Wie die kleine Welt sich letzt:
Ich zu dieser Mayens-Zeit /
Bin allein in Trawrigkeit.

Das Geflügel war vor Kälte
Seitanher auff frembder Bahn /
Jetzund bawt es die Gezelte
Seine Nester wieder an."

Niemals ist aber auch bei ihm ein Frühlingsbild um seiner selbst willen da. Mit Vorliebe verwendet Tscherning die Früh-

lingsbilder in Beziehung zum Menschen. So kommt er ebenfalls zu der eigentümlichen Naturbeseelung der Renaissance. Wieder folgt er hier nur dem Beispiele Opitzens, der dieses Motiv sehr oft verwendet, z. B. im Chor der Hirten in der „Daphne". Tscherning weiß hierbei mitunter gefällige Bilder zu finden. So heißt es im „Früling" (B. A. S. 29.) über die Macht des Frühlings:

„O du Jahrmarckt aller Lust /
Berge / Wiesen / Thal und Felder
Nähren sich von Deiner Brust /
Die belaubten Trawer-Wälder
Kriegen Ohren und Gesicht /
Vnd der Bober eisset nicht.

Zephirus beseelt das Land:
Das Geflügel schnäbelt wieder /
Tritt in seinen Freyerstand /
Stimmet schöne Buler-Lieder /
Vnd bereitet für die Rhu
Seinen Bräutten Bette zu.

Flora stickt jhr Purpur-Kleid
Mit den Veilgen und Narcissen /
Selbst die Götter sind erfrewt:
Vieh und Wild ist außgerissen /
Vieh und Wild das auch jetzt sucht
Der entzündten Liebe Frucht."

Derselbe Gedanke kehrt in anderer Fassung auch in einem Sonnet wieder. (F. B. A. S. 122.)

Besondere Beachtung verdienen bei Tscherning die Seebilder. Man könnte einwenden, daß er auch hierbei von Opitz abhängig sei, der sie wieder von Heinsius übernommen hatte. Aber sie kommen bei Tscherning sehr häufig vor, sodaß wohl die Anschauung zu ihrer Verwendung angeregt hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß Tscherning ein gewisses Bewußtsein von der Erhabenheit der „grünen" oder „gläsern-grünen" See besitzt. Jedenfalls scheint er eine gewisse Freude an Seefahrten gehabt zu haben.

„Nicht vnrecht dünket mich / daß Cato hat gerevt /
Wann er der ernste Mann zu Segel ist gegangen /
Wo Paß zu Lande war. Jedennoch mein verlangen
Steht wieder auff die See." (Fr. S. 50.)

Manches schöne Gleichnis ist ihm infolge dieser Kenntnis der Seefahrten gelungen; niemals aber versucht er eine Schilderung des Meeres zu geben. So heißt es im „Früling“ (B. A. S. 109):

„Ein leben das da weiß von keiner Noth zu sagen /
Ist wie ein todtes Meer. Wo niemals Wellen schlagen /
Wo nie der Nord ergrimmt / da jagt man müssig hin /
Hört selten Himmel-auff so gute Seuffzer ziehn /
Alß in der Noth geschieht. Wann See vnd Himmel lachen
Da schreyt der Schiffmann nicht / wann mast vnd ruder krachen /
Dann ist er trefflich fromm / vnd rufft den Höchsten an /
Schickt Seuffzer zu ihm auff / vnd betet was er kan.“

Die See hat wenigstens so weit Eindruck auf ihn gemacht, daß er es nie unternommen hat, auch dieses Element als dem Menschen untertan hinzustellen. Denn auch diese Naturauffassung der Renaissancelyrik, die v. Waldberg äußerst glücklich als „Entthronung der Natur“ bezeichnet hat, findet bei Tscherning ihre Belege. Es ist jene Auffassung von der Natur, daß diese nur der Wiederschein des menschlichen Lebens ist. Der Mensch ist ihr übergeordnet, sie tritt in seinen Dienst. Einige Beispiele werden diese Beobachtung veranschaulichen. In einem Gedicht aus der ersten Rostocker Studentenzeit heißt es (Frl. B. A. S. 82):

„Luna lachte selbst herunter
Der entsorgten Nächte Licht /
Alle Sterne schienen munter /
Vnd erwiesen ihre Pflicht /
Alß man die Music / bey Nachte /
Ihm mit dreyen Choren brachte.“

Auch zum Brautlager leuchten die Sterne:

„Tausent Sterne warten auff /
Die zum Fechten leuchten sollen /
Vnd nicht eher jhren lauff
Weiter hin bestellen wollen /
Biß der Mittag dieser Nacht
Eurem Streit ein Ende macht.“ (Fr. B. A. S. 46.)

Auch die Vögel sind mit ihrem Gesange dem Menschen dienstbar:

„Finck vnd Amsel ließ sich hören /
Auch die schlaue Nachtigal
Machte Lieder jhm zu ehren.

Zu der vngezehlten Zahl
Halff die Lerche Musiciren
Mit dem tire-tirliriren."

Auch in diesem Punkte zeigt sich eine Übereinstimmung mit der Schäferlyrik. Nicht minder gilt dies bei dem Vergleich der Natur mit dem Menschen. Vor der Schönheit der Angebeteten muß jetzt in der Schäferlyrik selbst die Sonne weichen. Auch Tscherning hat solche Motive. Von einer Braut heißt es:

„Das Lufft und Monden Kind
Der Tau ist nicht so süsse /
Der auff den Blumen rinnt /
Als eben dann die Küsse
Der Liebsten werden seyn /
Wann Sie wird mit verlangen
Vom Rahthauß ingemein
Das ander Sie vmbfangen." (Vortrab Diij.)

Der Mensch also die Krone der Schöpfung, alles andere ihm untertan. So entspricht es durchaus, wenn die menschlichen Verhältnisse auf die Welt angewendet werden, wenn Tscherning vom „weiten Hauß der Welt" spricht (Fr. B. A. S. 68) und den Himmel das „unbepfählte Hauß" nennt. (Lob der Buchdruckerey.)

Aber gerade in der Auffassung des Verhältnisses des Menschen zur Natur zeigt sich wieder Tschernings Abhängigkeit von Opitz. Die Naturphilosophie Opitzens, die auf eine sittliche Besserung hinzielte, lag Tscherning fern.[4]) Aber die Metaphern, die Opitz für den Menschen verwendet, hat er gedankenlos herübergenommen. Opitz sieht ganz entsprechend seiner Naturauffassung im Menschen die Krone der Schöpfung. Mit Heinsius nennt er ihn das „göttliche Thier". (Opitz 1690. II. 297.) Daneben findet sich auch der Ausdruck „das kluge Thier". (Vesuvius 1690. I. 23.) Da der Mensch das Höchste in der Welt ist, so nennt er die Welt einen „großen Menschen". (Hercynie.) Damit steht aber im Widerspruch, daß er den Menschen an einer Stelle die „kleine Welt" nennt.[5]) Gewiß läßt sich dieser Ausdruck mit Hilfe der peripatetisch-stoischen Doktrin von der Analogie zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos erklären.[6]) Aber meines Erachtens bleibt ein Widerspruch zwischen der Auffassung des Menschen als Herrn der Welt und als „kleinen

Welt“ bestehen. Bei Opitz wird dieser dadurch erklärt, daß er diese Ausdrücke auf verschiedenen Stufen seiner Entwicklung verwendet.

Aber darüber macht sich Tscherning keine Skrupel. Er verwendet alle bei Opitz vorgefundenen Ausdrücke nebeneinander. Einmal sagt er:

„Der Mensch ist sonst das höchste Meisterstücke
Das GOtt gemacht / er ist die kleine Welt
Der grossen hier / die Ihn ernährt vnd helt.“ (Fr. B. A. S. 125.)

Das „Teil der Göttlichkeit“ heißt der Mensch im „Lob der Buchdruckerey“. Daneben findet sich der Ausdruck:

„Zwar seelig ist das kluge Thier
Der Mensch vor aller Erden hier /
Doch Elend auch zu nennen /
Wann er so gantz verstockt und blind
Schlägt Gottes Gaben in den Wind /
Wil sie nicht recht erkennen.“ (Frl. B. A. S. 191.)

„Der erstlich sollte stehn / der Mensch / das kluge Thier /
Das höchste Meisterstück aus allen Erdenwerken.“
(Lob der Buchdruckerey.)

Mit besonderer Vorliebe verwendet er aber den Ausdruck „kleine Welt“. So S. 68:

„Nicht ein Land oder Stadt
Trägt was die kleine Welt zu allem nötig hat.“

S. 246:

Schawe wie die Felder lachen
— — — — — — — —
Wie die kleine Welt sich letzt.

Aus dem Naturgefühl des Opitz, der die Natur nach berühmten Mustern zum mitfühlenden Geschöpf erhebt, erklärt sich die Stimmung, die über seinem bekannten Echogedichte liegt. In dem einzigen Tscherningischen „Echo“ (B. A. S. 340) bildet aber die Natur nur die Einkleidung, um der Verehrung für Löwenstern einen neuen Ausdruck zu geben.

Auf Opitz geht auch die Beseelung der Tiere zurück, die bei Tscherning mit Vorliebe in Hochzeitsgedichten verwendet wird. Ebenso läßt er verschiedene Tiere reden, wenn man auch hier meistens fremde Einflüsse erkennen kann. Weiter redet

ein Baum den Menschen an und mahnt ihn an die Vergänglichkeit. Aber von solchen Anreden zur Tierfabel ist doch noch ein beträchtlicher Schritt. Goedeke hat Tscherning das Lob ausgesprochen, fast als einziger an die Fabel gedacht zu haben. Aber schon Borinski (Die Poetik der Renaissance) hat darauf hingewiesen, daß man nur zwei Gedichte „Güter deß Gemütes" und „Lügen-Lohn" (Frl. B. A. S. 252, 253) als Fabeln bezeichnen könne.

Der bei weitem größte Teil der Gedichte des „Frülings" und des „Vortrabs" sind Gelegenheitsgedichte, und von diesen ist wieder der größte Teil wertlos. Wo Tscherning zu den angedichteten Personen in näheren Beziehungen stand, findet er wohl herzliche Töne, und seine Gedichte enthalten mehr biographisches Material, als man sonst in den Renaissance-Dichtungen findet. Vorherrschend sind Hochzeits- und Leichengedichte.

Der Aufbau der Hochzeitsgedichte ist meistens derselbe. Ausgehend von der Jahreszeit oder dem Heimatort des Hochzeitspaares werden die Personalien eingewoben und am Schlusse ergeht sich der Dichter fast immer nach der Sitte der Zeit in Zweideutigkeiten. Überall zeigt sich ein gemäßigter Scherz. Seltener wird das Glück der Liebe den Leiden der Zeit gegenübergestellt.

Noch weniger Abwechslung bieten die Leichengedichte Tschernings. Wie in den Hochzeitsgedichten pflegt er auch hier die Ruhe im Grabe und das Glück der Ewigkeit den rauhen Kriegszeiten gegenüberzustellen. Selten wird der Dichter in ihm bei diesen Gelegenheitspoesien ausgelöst. Nur zwei solcher Leichengedichte seien hervorgehoben, wo Tscherning von der konventionellen Art abweicht. Das eine Gedicht ist auf Caspar Cunrads Tod gerichtet und beginnt nicht unpoetisch mit der Schilderung des Schmerzes der Natur (Frl. B. A. S. 72):

„Wie eine Taube kirret /
Vnd vmb die Fichten jrret /
Wann Sie den Liebsten rufft /
Der vnlängst auffgefangen /
Sie sucht jhn mit verlangen /
Schickt Seufftzer in die Lufft:

Sie stellet Nest vnd essen
Auß Kummer in vergessen /
Enthängt sich jhrer Pein /
Daß gleichfalls aus erbarmen
Der Bäume Haar vnd Armen
Mit jhr bekümmert sein.

So rühren sich die Schmertzen
Jetzund in vieler Hertzen /
Das waise Breßlaw klagt
Den Arzt vnd den Poeten /
Alß der in jhren Nöthen
Sein Leben hat gewagt."

In einem anderen Gedicht „Auff absterben einer Braut" findet Tscherning ergreifende, markige Töne, die an die alten Holzschnitte vom Tod als Tänzer erinnern (Fr. B. A. S. 41):

„Dein Handschlag ist ein Schlag der geht durch Mark vnd Bein:
Dein Tänzer ist der Todt: Die Gäste solten sein
Gehn jetzt der Baare nach."

Aber auch hier steht neben manchem Guten Geschmackloses da:

„Du aber stehest wol / Du kanst nun in den Armen
Deß Himmel-Bräutigams für Lieb vnd Lust erwarmen /
Der Dich viel lieber hat / weil Du nicht hast erkandt
Was Ehstand Eine lehrt / vnd stirbest vnbemannt."

Manche dieser Gelegenheitsgedichte haben einen epischen Einschlag. So das Neujahrsgedicht an Löwenstern, so die Inauguratio Dn. Francisci Scholteti (Fr. B. A. S. 150), wo er eine Schilderung des Krieges unternimmt, die in stärkster Weise von Opitzens „Lob des Krieges-Gottes" beeinflußt ist. Diese Gedichte bilden den Übergang zu den umfangreicheren Dichtungen, die nicht einem bestimmten Anlasse ihr Entstehen verdanken.

Zu diesen Werken gehören die schon besprochene „Rachel" und „Lob des Weingottes". In der „Rachel" wurden viele Stellen gebessert, ohne daß sie damit verbessert worden wäre; im „Lob des Weingottes" wurden nur starke Anklänge an Opitz gestrichen.[7]) Der „Lobgesang auf den freudenreichen Geburtstag Jesu Christi" wurde dagegen nicht aufgenommen. Statt dessen finden wir auf S. 2 eine drei Seiten lange Ode „Auff die Geburt Vnsers einigen Heylandes vnd Seeligmachers JEsu Christi",

die womöglich noch unselbständiger ist, als der „Lobgesang“ und gerade dessen Vorzug, die Anschaulichkeit, vermissen läßt. Hierbei hat Heinsius auch zu Paten gestanden. Nicht viel besser steht es um das „Lob der Buchdruckerey“, einem Stoffe, der Tschernings gelehrten Neigungen nahe lag.[8]) Aber die Anregung hierzu kam auch erst von außen her. Gelegentlich des Jubiläums der Buchdruckerkunst im Jahre 1640 hatte der Verleger Baumann eine Schrift herausgegeben, zu der eine Anzahl angesehener Breslauer Beiträge lieferten. Auch Tscherning dichtete hierzu eine Ode: „An Herrn Georg Baumann, Buchdrucker in Breßlaw“. (Fr. B. A. S. 144.) Diese Ode ist nur durch den Patriotismus bemerkenswert, der aus ihr spricht:

„Gnung / Herr Baumann / daß wir wissen
Deutschland aller Erden pracht
Habe solche Kunst erdacht.
Die wir heute noch genissen
Vnser ist die Druckerey /
Auff den Deutschen wird sie bleiben:
Alle Länder vnterschreiben /
Daß sie vnser eigen sey.“

Erst gegen Ende des Jahres 1640 ließ Tscherning dann sein größeres Gedicht „Lob der Buchdruckerey“ erscheinen. Die Vorrede hierzu, die sich an Buchner richtet, ist schon in anderem Zusammenhange herangezogen worden. Das Werk selbst ist durchaus unbedeutend. Es werden zuerst die einzelnen Kulturfortschritte gepriesen, dann die Buchdruckerei. Dazu werden Anleihen bei Opitz gemacht. Vor allem ist dessen „Vesuvius“ stark benutzt worden.[9]) Es entspricht auch dem Opitzischen Vorbilde, daß sich Tscherning bemüht, seine ganze Belesenheit aufzutischen. Dadurch ist auch dieses Werk ungenießbar geworden. Oft fällt er geradezu in den pathetischen Schwulst seiner Jugenddichtung „Rachel“ zurück. So wenn er sagt:

„Die Edle Druckerey der grawen Tugend Amme /
Die Mutter aller Kunst / der Ehre Pharus-Flamme /
Der Zeiten auffenthalt / er hübe Dich allein
Biß wo der Cynthius wirckt seinen Purpur-schein /
Die Schwester vnter jhm das lichte Silber-fewer. [10])

Viel geschmackvoller sind die übrigen Zeilen des Werkes nicht, nur die Stelle über Opitz zeugt von innerem Anteil des

Dichters. So bleibt der Eindruck des Werkes kein erfreulicher. Nur der Kreis der strengen Opitzianer, wie Buchner, konnten an diesem Werke Freude haben. Die Nachwelt aber weiß dem Dichter dafür keine Kränze zu winden. Noch unbedeutender ist die „Historia von der Susanna", eine Ode, die auf Bestellung gearbeitet, sich damit begnügt, den Bibeltext in Alexandrinern wiederzugeben, ohne etwas von der Farbenpracht und Pikanterie zu zeigen, mit der die Barockkünstler den Gegenstand umgeben haben.

Die geistliche Dichtung ist bei Tscherning noch die erfreulichste Seite seiner Lyrik. Ein starkes Gottvertrauen spricht aus seinen Briefen, das sich auch auf seine Dichtungen überträgt. In schlichter, einfacher Sprache wendet er sich kindlich-vertrauensvoll zu seinem Gotte. Gerade in der Einfachheit liegt die Bedeutung dieser Dichtungen. Denn ihrem Inhalte nach sind sie zu wenig originell: auch fehlt ihnen elementare Wucht, um sie zum Glaubensliede oder zum Vorbilde der geistlichen Dichtung ihrer Zeit zu erheben.

In den Epigrammen, die Tscherning durch die Spruchpoesie des Ali und durch die Vorliebe der Renaissancezeit für diese Dichtungsgattung nahe gerückt waren, fehlt die Schärfe und Zuspitzung. Die meisten stellen sich auch als Übersetzungen heraus. Gerade bei ihnen wird die Frage nach Anlehnung und Entlehnung dringend notwendig [11]).

Anlehnung und Entlehnung.

Schon bei der Betrachtung der größeren Gedichte Tschernings hat sich gezeigt, wie wichtig die Frage der Entlehnung für die Bewertung seiner Werke ist. Ebenfalls für die Beurteilung der Lyrik Tschernings ist es unerläßlich, die Frage der Abhängigkeit aufzuwerfen. Bei einem Dichter wie Tscherning, der in humanistischen Studien groß geworden war, das Lateinische wie seine Muttersprache beherrschte, in seinen Briefen auch eine genaue Kenntnis griechischer Schriftsteller verrät, ist ein direktes Verhältnis zur Antike selbstverständlich. Schon bei der Untersuchung über das „Lob des Weingottes" ist auf die direkte Benutzung der griechischen Anthologie und des Horaz hingewiesen worden. Hierin ist er auch der getreue

Schildknappe des älteren Landsmannes. Hatte doch Opitz im Buche von der deutschen Poeterei im Anschluß an Ronsard geradezu den Satz aufgestellt, daß nur der ein Poet sei, der die „Schriften der Griechen und Lateiner als seine Finger selbst" kennt[12]). Tscherning ist derselben Ansicht. Er sagt geradezu:

„Ein Vers wird dennoch gelten
Der nur Gehirne hat /
Und schmecket nach den Alten. (Fr. R. A. S. 225).

Trotz dieses Bekenntnisses läßt sich die Benutzung griechischer Schriftsteller bei ihm nicht allzuhäufig nachweisen. Wo er aber auf ihnen fußt, da schlägt er den Originaltext auf, wenn er auch daneben eine lateinische Übersetzung oder Opitzens Werke liegen hat.

Daß Tscherning Anakreon gekannt hat, ist schon dadurch sicher, daß er später über Anakreon Vorlesungen hielt. Trotzdem finden sich keine direkten Belege für seine Benutzung. Wohl finden sich anakreontische Motive im „Lobe des Weingottes", aber sie können auch durch Vermittlung der horazischen Lyrik oder einer lateinischen Übersetzung ihm zugekommen sein. Eine lateinische Übersetzung lag ja von Heinrich Hudemann vor, auch der Rostocker Eilert Lübben (Lubinus) hatte eine Anakreonausgabe veranstaltet.

Einmal hat Tscherning aber aus Theokrit übersetzt. Dieser war vorher ins Lateinische übersetzt worden und zwar von keinem geringeren als Daniel Heinsius. Tscherning war diese lateinische Ausgabe sicherlich geläufig, aber er hat doch daneben den griechischen Text benutzt.

Stärker als Theokrit, der mehr die Schäferlyrik beeinflußt hat, läßt sich die Benutzung der Anthologie durch Tscherning nachweisen. Schon im „Lobe des Weingottes" hatten wir Übersetzungen aus der Anthologie gefunden. Aber auch einige Epigramme Tschernings erweisen sich als Übersetzungen aus der Anthologie. Mittelglieder lassen sich fast immer feststellen, aber er benutzt daneben auch das Original. Bei der Übersetzung verfährt er nicht ungeschickt, wie Rubensohn a. a. o. S. 145 f. im Einzelnen gezeigt hat[13]).

Unter den lateinischen Dichtern hat vor allem Horaz auf Tschernings Lyrik einen großen Einfluß gehabt. Das hat sich

auch schon im „Lobe des Weingottes“ gezeigt. Da gerade Horaz auf fast alle Dichter des 17. Jahrhunderts eingewirkt hat, ist es von größtem Interesse, die Tscherningischen Übertragungen mit denen der anderen Dichter zu vergleichen[14]). Schon die Auffassung, daß der Wein für den Dichter unerläßlich sei, ist horazisch. Allerdings ist diese Stelle in Tschernings „Lob des Weingottes“ direkt auf Opitzens „Lob des Bacchus“ zurückzuführen. Aber Tscherning fährt ganz horazisch fort, wenn er vom Wein, der „Poeten Pferde“ spricht und das horazische nulla valere diu nec vivere carmina possunt quae scribuntur aquae potoribus mit den Worten übersetzt: „Der Wein begeistert mich, ein gutes Lied zu machen, wer kaltes Wasser trinkt, der schreibt auch kalte Sachen.“ Von Horaz (Ode I, 12,12) hat Tscherning ferner das gewagte Gleichnis:

„Die belaubten Trauerwälder
Kriegen Ohren und Gesicht.“ (Fr. B. A. S. 29).

Dafür hat er weder einen Vorgänger noch Nachfolger gefunden, dagegen kehrt eine andere Stelle aus Horaz (IV. 9,25 ff.) bei Ronsard, Opitz, Weckherlin und Dach wieder. Ronsard weist nur in knappen Worten auf den Nutzen der Poesie hin, Weckherlin desto weitschweifiger. Dach in seiner Bescheidenheit sagt: „Verse können auch was gelten.“ Opitz ist demgegenüber selbstbewußter in seiner Ansicht vom Nutzen der Poesie. Viele große Männer sind vergessen und begraben „in einer langen Nacht, weil kein Gelehrter sie nicht hat bekannt gemacht.“ Tscherning weiß hiezu keine neue Variation zu finden. Er „opitziert“ nur, sogar unter Benutzung des einen Opitzischen Reimes:

Der Poeten Werk muß währen /
— — — — — — — —
Thaten welche sie besungen /
Fühlen nicht die lange Nacht /
Die auff manchen ist gedrungen /
Den sie nicht bekannt gemacht.“ (Fr. B. A. S. 33.)

Ebenso abhängig von Opitz zeigt er sich in einer anderen horazischen Stelle. Opitz sagt: (Ausgabe von 1690. II. 129.)

„Doch was man nicht kan wenden /
Wird leichter durch gedult,“

Tscherning variiert kaum die Worte:

„Aber was ist nicht zu wenden
Wird uns leichter durch gedult." (Fr. B. A. S. 59.)

während auch hier Fleming und Logau eigene Töne finden.

Auch bei der Behandlung des Gleichnisses vom Adler und Löwen steht Tscherning durchaus unter dem Banne seines Meisters, weniger in den Worten als in der Behandlung des Bildes. (Opitz 1690. II. 18 und Tscherning Fr. B. A. S. 66.)

Selbständiger ist er bei der Formulierung des Ausdruckes:

„Heute legt die Sorgen nieder,
Schickt sie auf das wilde Meer."

Hier hatte er Dach und Fleming zu Vorgängern, ohne daß man einen direkten Einfluß anzunehmen braucht. Die Stellen bei Dach und Fleming lauten:

Dach: Freuden her! Vertreibt die Pein
Auff die wüste See."

oder: „Sorg' und was betrüben kan /
Trollt euch auf die wüste wellen."

Fleming: „Wach auf, gib deinen Wahn den Winden zu versenken tief in die wilde See."[15])

Fast immer läßt sich also eine Vermittlung feststellen. Das gleiche möchte man von vornherein bei den Übertragungen aus einem andern lateinischen Dichter, aus Martial, sagen. Gerade dieser Dichter hatte auf den Neulatinismus in stärkster Weise eingewirkt, wie die Sammlung der neulateinischen Dichter des Janus Gruterus (1612) beweist. Auch hatte Opitz in seinem Florilegium Variorum Epigrammatum (1639) 45 Epigramme aus Martial übersetzt. In der Tat ist denn auch hier der direkte Einfluß Opitzens auf Tschernings Martialübersetzungen nachzuweisen.[16]) Opitz übersetzt (Flor. II. S. 21) nach Martial I. 33: (Levy S. 81.)

„Von der Gellia.
Die Gellia beweint allein den Vater nicht /
Kömpt jemand, alsobald benetzt sie jhr Gesicht.
Der trawert nicht so lob und ruhm dadurch erjaget:
Der klaget / Gellia / der sonder zeugen klaget."

Tscherning variiert nur die Opitzische Übertragung: (Fr. B. A. S. 252.)

„An die Gellia.
Die Gellia wil nicht umb ihren Vater weinen /
Wann jemand bei ihr ist / so bald alß Leut erscheinen /
Da geht das Heulen an, dann ist deß klagens viel /
Ihr' Augen sind gelehrt zu thränen wann sie wil.
Wer Lob von Trauren sucht / scheint Liebe nur zu schertzen /
Wer sonder zeugen klagt / der klaget recht von Hertzen."

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei zwei anderen Stellen, wo ebenfalls Martial die Quelle und Opitz die Vermittlung bildet. Hier finden wir die in der Renaissancezeit so beliebten Parodien. Opitz ahmt Martial in folgender Weise nach (Levy S. 70.):

„An die Fabulla.
Du bist noch Jungfraw zwar, bist wahrlich schön und reich:
Fabulla, wer sagt nein? Dieß hast Du gantz zugleich.
In dem Du doch so sehr nach lobe pflegst zu rennen,
Kann ich Dich weder schön, noch reich, noch jungfraw nennen."

Tscherning modelt dies nun in folgender Weise um: (Fr. B. A. S. 356.)

„An den Fidentin.
Ich sehe Fidentin / man helt Dich für gelehrt.
Weil aber Du zugleich so hoch wilt sein geehrt,
Weil Dein Gemüte sehr nach Lobe pflegt zu rennen,
So kann ich Dich gelehrt mit wahrheit noch nicht nennen."

Die dritte Zeile ist also fast fast wörtlich aus Opitz entlehnt, während die vierte ebenfalls Anklänge zeigt. Das gleiche Verhältnis liegt bei dem Gedicht „auff den Zoilus" (Fr. B. A. S. 339) vor, dessen dritte Zeile ganz wörtlich aus Opitz Flor. S. 10 (Levi S. 85, 86.) entlehnt ist.

Bei den übrigen Stellen aus Martial lassen sich Zwischenglieder nicht belegen. Fraglich ist es, ob vielleicht Tschernings Epigramm „An einen Reichen" durch die Übersetzung der gleichen Stelle bei Scherffer beeinflußt wurde [17]).

Bei Tscherning heißt es:

„An einen Reichen.
Du giebst auff Deinen Todt mir Trost / jetzt bistu stahl /
Wie so dann stirbstu nicht? wer bald giebt / giebt zweimal."

Bei Scherffer. (Überschriften Nr. 99.):

„Auf Ponticium.
Du giebst mir nichts, und sprichst: Das sol in künfftig Dir;
Ei warum stirbstu nicht? wer bald giebt, der giebt zwier."

Die Anklänge dieser beiden Dichtungen sind so beträchtlich, daß ein Zusammenhang nicht unwahrscheinlich ist, wenn auch daneben Owenus als lateinischer Vermittler in Betracht kommt [18]).

Martials Einfluß auf die deutschen Epigrammatiker wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts stark vermindert durch den Siegeslauf, den die Werke des englischen Epigrammatikers Owenus antraten. Damit kommen wir auf die Einwirkung der neulateinischen Dichtung zu sprechen, der sich schon bei Opitz sehr bedeutend gezeigt hatte[19]).

Tscherning ist einer der ersten Dichter gewesen, der aus Owenus Epigramme übersetzte. Nirgends scheint er aber den Versuch gemacht zu haben, diese selbständig umzubilden. Nur einmal hat er bei den 21 aus Owenus entlehnten Epigrammen angegeben, woher er es übernommen hatte.[20])

Neben Owenus hat wie bei der „Rachel" und dem „Lobgesang" Barlaeus stark auf seine Epigramme eingewirkt.

Auch hier handelt es sich um wörtliche Uebertragungen. Selbst die gelehrten Anmerkungen finden sich schon im Original[21]).

Neben Barlaeus zeigt sich ein starker Einfluß der Dichtung des Heinsius. Aus den Werken dieses Mannes sind die Gedichte S. 266, 268, 269, 270, 296 (B. A.) und Vortrab Biij übersetzt. Von Scaliger stammen die Verse auf S. 267 und 273, von Janus Gruterus S. 39 des „Frühlings"; daneben übersetzt Tscherning zahlreiche lateinische Dichtungen seiner Breslauer Freunde.[22])

Einflüße der italienischen Renaissance zeigen sich bei Tscherning gar nicht. Die Anschauung von der „süßen Wurzel des Bittern", die sich bei Tscherning sogar zu der Äußerung versteigt:

„Vnglücklich ist zu schätzen,
der niemals in unglück ist."
(Fr. S. 60. Waldberg S. 167.)

geht ja allerdings auf Petrarca zurück, aber das Vorbild zu dieser Stelle wird wohl nicht in Italien, sondern im eigenen Lande zu suchen sein.

Einflüsse der französischen Plejade ohne Opitzens Vermittlung zeigen sich nirgends. Überhaupt ist es fraglich, ob Tscherning vor 1642 die französische Sprache beherrschte, wie später zu erweisen sein wird.

Ich glaube nicht, daß der Anteil der fremden Literaturen an Tschernings deutscher Dichtung vollständig ermittelt worden ist. Aber das läßt sich schon jetzt erkennen, daß nach Abzug der minderwertigen Gelegenheitsgedichte und der Übersetzungen nicht viel originelles übrig bleibt. Vor allem lassen sich die meisten Epigramme auf fremde Vorbilder zurückführen.

Zu diesen Vorbildern aus fremden Literaturen kommt noch der Einfluß der deutschen Dichtung. Dieser zeigt sich auch dort, wo man Tscherning eine gewisse Selbständigkeit zutrauen möchte. Selbst die Kirchenlieder, die, wie schon hervorgehoben wurde, aus innerer Erfahrung entstanden zu sein scheinen, weisen ältere Vorbilder und Anklänge auf. Tschernings einfachem kindlich-frommen Gemüte konnte freilich zu seinen geistlichen Liedern Opitz mit seinen kühleren, religiös-theologischen Dichtungen ebensowenig zum Vorbild dienen, wie Johann Heermann mit seinen leidenschaftlichen, pietistischen Liedern. Ungleich verwandter seiner Natur nach war Paul Fleming in seinen religiösen Dichtungen.[23]) So kommt es, daß sich bei Tscherning einige Anklänge an die Flemingsche Ode „In allen meinen Thaten" finden. Gleich in dem ersten geistlichen Liede des „Frülings", S. 1. „Fah alles mit Gott an", das in viele Gesangbücher übergegangen ist, zeigt sich dieser Einfluß Flemings:

„Du sollst in allen sachen
Von Gott den Anfang machen
Aus treuer schuld und pflicht /
Wem hast Du dank zu geben
Als ihm für heil und Leben?
Von Dir entspringt er nicht."

Die ersten beiden Zeilen finden bei Fleming ihre Parallele:

„Er mags mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen."

Die anderen Reimpaare kommen in Strophe 8 der Flemingschen Ode vor.[24]) Und dazu ist die Form der Strophe (bis auf die letzte Zeile) genau der Flemings nachgebildet.

Noch deutlicher ist die Einwirkung der genannten Ode bei einem anderen Gedicht: „Auf den Namenstag Hrn. Matthiae Machners." (Fr. B. A. S. 193.) Hier kehren von 20 klingenden Reimen 12 aus der Flemingschen Ode wieder. In drei weiteren Gedichten lassen sich ebenfalls Anklänge an das Metrum und den Gedankengang der Flemingschen Ode feststellen. (Fr. B. A. S. 205, 230, 241.) Daß sich Tscherning im Wortschatz an Fleming anlehnt, ist schon hervorgehoben worden.

Ferner darf der Einfluß, den die geistlichen Lieder des Apelles von Löwenstern ausübten, nicht unterschätzt werden. Er zeigt sich in einer eigentümlichen Weise. Im „Früling" (B. A. S. 295) ist ein geistliches Lied zu finden „Demut ist allen Menschen gutt", das sechs Strophen umfaßt. Ein Lied gleichen Stoffes von Löwenstern, das 22 Strophen enthält, findet sich in der „Breslauer Kirchen- und Hausmusic" von der 5. Auflage an; ebenso ist es in der Ausgabe von Major (1678) enthalten.[25]) Auffälligerweise stimmen die ersten vier Strophen ganz wörtlich mit denen des Tscherningischen Liedes überein. Da Tschernings Autorschaft durch die Aufnahme des Gedichtes in den „Früling" gesichert ist, muß man annehmen, daß Löwenstern aus Gefallen an jenen Strophen sie zu seiner Dichtung verwendet hat. In der Tat ist die Ähnlichkeit des Tones in den geistlichen Liedern Löwensterns und Tschernings so groß, daß man annehmen möchte, Löwenstern habe den jüngeren Dichter zur Kirchenlieddichtung angeregt. Gerade die Schlichtheit, die in Löwensterns Dichtungen und Melodien zum Ausdruck kommt, hat seinen Dichtungen frühzeitig Eingang in die Kirche verschafft. Wenn nun Tscherning mit dem „Herrn Vater" wetteifern wollte, mußte er das ältere Kirchenlied als Vorbild ansehen. Das erkennt man bei Tschernings bekanntestem Kirchenliede „Wie ein Schiff die Wellen schlagen", das noch heute in mecklenburgischen Gesangbüchern zu finden ist. Dieses Gedicht ist weder im „Früling" noch im „Vortrab" enthalten. Es erschien 1644 in der „Geistlichen Kirchen- und Hauß-Music" von Georg Baumann in Breslau. Da Löwenstern mit vielen Liedern in diesem Bande vertreten ist, wird es wahrscheinlich, daß er einen Anteil an der Herausgabe hatte und die Aufnahme des Tscherningischen Gedichtes durch ihn vermittelt wurde.

Dieses Gedicht, das viel zur Verbreitung des Tscherningischen Namens beigetragen hat, erweist sich nur als eine Umarbeitung eines älteren Gedichtes von Cunrad Hoier.[26]) Die Gegenüberstellung wird dies am deutlichsten zeigen.

Cunrad Höier.	Andr. Tscherning.
1.	1.
Ach Gott, wie manches Hertzgeleydt begegnet mir zu dieser Zeit! Der schmale Weg ist Trübsal voll den ich zum Himmel wandeln soll. Wie schwerlich leßt sich Fleisch u. Blut zwingen zu dem ewigen Gut!	Wie ein Schiff die Wellen schlagen Also muß ich Tag und Nacht Mich mit Angst und Leyden plagen, Das die Welt mir größer macht. Ach der Weg ist Trübsal voll, Der zum Himmel führen sol: Fleisch vnd Blutt von eytlen Dingen Ist zum Himmel schwer zu bringen.
2.	2.
Wo soll ich mich denn wenden hin? Zu Dir, Herr Jesu, steht mein Sinn. Bey Dir mein Hertz Trost, Hilff vnd [Rath allzeit gewiß gefunden hat. Niemandt jemals verlassen ist Der getrawt auff Jesum Christ.	Wo sol ich mich dann hinwenden, Trost zu holen / Ach! wohin? Welcher kan mir Hülfe senden? Zu Dir / Jesu / steht mein Sinn Ich weiß, daß man Hülff und Rath Von Dir zu erwarten hat: Keiner kan auff dieser Erden / Der Dir traut, zu Schanden werden.
3.	3.
Du bist der grosse wunder Man, Das zeugt Dein Ampt vnd Dein Person; Welch wunder Ding hat man erfahrn, das Du, mein Gott, bist Mensch geborn, Vnd führest vns durch Deinen Todt gantz wunderlich aus aller Noth.	Gott Du bist ein Mensch geboren, Die Person, Die zeigets an Vnd Dein Ambt, Dir außerkoren, Daß Du seyst der Wunder-Man, Der uns hat auß aller Noth Freygemacht durch seinen Tod, Daß wir jtzt der schnöden sachen Und des Todes selbster lachen.
4.	4.
Jesu, mein Herr vnd Gott allein, wie süß ist mir der Name Dein! Es kann kein Trawren sein so schwer, Dein süsser Name erfrewt viel mehr; Kein Elend mag so bitter sein, Dein süsser Trost der linderts fein.	O, mein JEsu, Davids Saame, Meiner Seelen Trost allein, Süß vnd lieblich ist Dein Name, Honig kan nicht süßer sein. Creutz vnd Leyden kränkt mich sehr, Du erfreuest mich vielmehr. Tod vnd Teuffel mag mich hassen, Ich will mich auf Dich verlassen.

Cunrad Höier.

5.

Ob mir gleich Leib vnd Seel [verschmacht,
so weiß tu, Herr, das ichs nicht acht.
Wenn ich Dich hab, so hab ich wol
was mich ewig erfrewen sol.
Dein bin ich ja mit Leib vnd Seel,
was kann mir thun Sünd, Todt vnd Hell?

6.

Kein besser trew auff Erden ist
Denn nur bey Dir, Herr Jesu Christ.
Ich weiß, das Du mich nicht verlest,
Dein Wahrheit bleibt nur ewig fest:
Du bist mein rechter trewer Hirt,
Der mich ewig behüten wird.

7.

Jesu, mein Freud, mein Ehr vnd Rhum,
mein Hertzen Schatz und mein [Reichthumb,
Ich kans doch ja nicht zeigen an
wie hoch Dein Nam erfrewen kann:
Wer Glaub unn Lieb im Hertzen hat,
der wirds erfahren mit der That.

8.

Darum hab ichs offt vnd viel geredt:
wenn ich an Dir nicht freude het,
So wolt ich den Todt wünschen her,
ja das ich nie geboren wer.
Denn wer Dich nicht im Hertzen hat,
Der ist gewiß lebendig todt.

9.

Jesu, Du edler Breutigam werd,
mein höchste zier auff dieser Erd,
An Dir allein ich mich ergetz
weit vber alle güldne Schätz.
So offt ich nur gedenk an Dich,
all mein Gemüt erfrewet sich.

Andreas Tscherning.

5.

Jesu, meine Freud vnd Leben,
Meines Hertzens Schatz vnd Rhumb,
Dem ich Leib und Seel ergeben,
Meine Perle, mein Reichthumb.
Meine Zunge hangt mir an,
Daß ich nicht aussprechen kann,
Wie Dein Name mich erquicket,
Vnd in Deine Burg entzücket.

6.

Lieber wolt ich bald beschlissen
Meinen Lauff in dieser Welt /
Alß nicht Deiner Lust genissen /
Wer Dich nicht im Hertzen hält
Der ist lebendig schon Tod.

Cunrad Höier.	Andreas Tscherning.
10.	
Wenn ich mein Hoffnung stell zu Dir, so fühl ich Fried vnd Trost in mir. Wenn ich in nöthen Beth vnd sing, so wird mein Hertz recht guter Ding. Dein Geist bezeugt, das solches frey des ewige Lebens vorschmack sey.	Wenn ich aber in der Noth Zu Dir schreye, beth vnd singe, Wird mein Hertze gutter Dinge.
11.	7.
Drumb wil ich, weil ich lebe noch, das Creutz Dir frölich tragen nach. Mein Gott, mach mich dazu bereit, es dient zum besten allezeit. Hilff mir mein sach recht greiffen an, das ich mein Lauf vollenden kan.	Drumb wil ichs Creutze tragen Mit Gedult zu jeder Zeit. Gott, nach Deinem Wolbehagen Mache mich darzu bereit.
12.	
Hilff mir auch zwingen Fleisch vnd Blut, für Sünd vnn schanden mich behüt. Erhalt mein Hertz im Glaube rein, so leb vnd sterb ich Dir allein. Jesu, mein Trost, hör mein begir O mein Heylandt, wer ich bey Dir!	Halt mein Hertz im Glauben rein, Biß ich werde bey Dir sein Vnd in Edens grünen Auen Dich von Angesichte schauen.

Nur den genannten drei geistlichen Liedern Tschernings kann man eine relative Bedeutung beimessen. Die übrigen sind unbedeutend und haben auch nur vereinzelt in Gesangbücher Aufnahme gefunden. —

Der Einfluß Opitzens auf die Tscherningische Dichtung ist schon an so vielen Stellen bewiesen worden, daß die weitere Heranziehung von Parallelstellen kein neues Bild bieten könnte. Tscherning steht in Gedanken, Worten und Bildern überall unter seinem Einflusse. Er „opitziert“. Gelegentlich hat auch Köler mit seinen Hochzeitsgedichten eingewirkt, während Einflüsse Weckherlins sich nur ganz vereinzelt zeigen. Darauf sei nur zur Vervollständigung hingewiesen. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist, daß Tscherning durchaus unselbständig war. Nirgends ist ein origineller Gedanke zu finden. Das Urteil der Zeitgenossen, daß Tscherning nächst Opitz und neben Fleming der größte deutsche Dichter sei, erweist sich als durchaus unbe-

rechtigt. Sein Ruhm und seine Bedeutung beruht lediglich auf der Glätte der Sprache, der großen formellen Gewandtheit, auf der sorgfältigen Berücksichtigung der Metrik. Diese Eigenschaften können nur im Zusammenhang mit seiner Theorie richtig gewürdigt werden. Deshalb muß der Einblick in seine Technik im Anschluß an Tschernings theoretisches Werk gegeben werden.

Anmerkungen zu Kapitel 7.

[1]) Ein Exemplar des Nesselschen Werkes habe ich nicht auffinden können.

[2]) Der Einzeldruck (in B. St. B. und R. U. B.) trägt die Jahreszahl 1635. Er ist erst nach dem 15. Okt. jenes Jahres erschienen, da Fabricius, der in der Widmung bereits mit der Magisterwürde erscheint, diese erst am genannten Datum erwarb.

[3]) Den Lobgesang des Heinsius hat Opitz 1621/22 übersetzt, seinen eigenen Lobgesang 1624 gedichtet. Danach ist Hermann von Staden „Paul Fleming als religiöser Lyriker" S. 17 zu berichtigen.

[4]) Caspar Barlaei Poematum Editio nova. Leyden 1631. S. 338.

[5]) J. Bernhard Muth, Über das Verhältnis von Martin Opitz zu Daniel Heinsius. Diss. Leipzig 1872.

[6]) Bemerkenswert ist, daß Opitz, Heinsius, Fleming und Tscherning bei der Geburt Christi die Landschaft mit Schnee bedeckt schildern.

[7]) Tschernings Vers 45 entspricht bei Barlaeus Vers 21 u. 22, Tsch. Vers 133 bei Barlaeus Vers 29. Auch könnte man auf die Vorrede des Barlaeus hinweisen. Hier entschuldigt sich Barlaeus, daß er nicht die „villissima munera Bilbilicae chartae" besinge, vielmehr das Erhabenste. Tscherning entschuldigt sich ebenfalls in der Vorrede, daß er nicht Schätze, wohl aber das Erhabenste, Christus selber, biete.

[8]) Ebenso Fleming in seinem lat. Natalitium von 1632. Vgl. Hermann von Staden „Paul Fleming als religiöser Lyriker" (Heidelberger Dissertation.) Stade 1908. S. 40.

[9]) Verzeichnis der Parallelstellen bei Tscherning, Opitz u. Heinsius. Ich zitiere die Zeilen des Heinsius'schen Gedichtes nach Georg Witkowski „Martin Opitz, Teutsche Poemata"-Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts. Halle 1902. S. 165 ff. Die Zeilen des Opitzischen Gedichtes nach der Breslauer Ausgabe von 1690. B. III. S. 193 ff.

	Tscherning	Opitz	Heinsius (Opitz)
Nr.	Vers	Vers	Vers
1	14—15	40—41	—
2	21—29	—	454—460
3	63—66	95—96	479—480
4	69—70	96	482—483
5	79—80	107—109	—
6	91—93	121—122	—
7	108—112	—	409—412
8	115—116	146	—
9	117—118	145, 147	—
10	128	—	273
11	129	150—151	—
12	133—134	153—154	—
13	137—138	165—166	—
14	139—140	—	268
15	144	—	340
16	145	175	—
17	148	176	184
18	159	183—184	—
19	163—165	185, 187—188	—
20	167	—	324
21	169	189	305
22	171—172	191—192	—
23	173	—	309
24	175—176	—	317—318
25	177	193	—
26	185—193	197-199, 201-210	—
27	195—203	211—218	—
28	205—206	215—216	—
29	208—210	222—224	—
30	211—213	225—228	297—300
31	219—220	249—250	—
32	221—225	242—245	—
33	236—238	257, 256, 251, 252	—
34	244—245	235—236	—
35	247	233—234	—
36	259	259	—
37	269	269	—
38	279	449	—

[10]) Z. B. Vers 35. Den keine Zeit beschloß, das allerhöchste Gut. Vgl. das Lied „Gelobet seiß Du Jesus Christ."

[11]) Hierbei könnte man allerdings auch einen Einfluß von Flemings „Natalitium" von 1632 vermuten. Vgl. Hermann von Staden „Paul Fleming als religiöser Lyriker" a. a. o. S. 41. Sonstige Anklänge an diese Dich-

tung werden durch die gemeinsamen Vorbilder Heinsius und Barlaeus, die Fleming auch in der Vorrede nennt, erklärt.

[12]) Vgl. J. Bernhard Muth, Über das Verhältnis von Martin Opitz zu Dan. Heinsius a. a. o. S. 17.

[13]) Ganz richtig ist es nicht, wenn Rubensohn S. 148 behauptet, daß Tscherning des Opitz in der „Außlegung etlicher Reden" mit keinem Worte gedenkt. In den Anmerkungen zu Vers 1 und 198 (d. Rost. Ausg.) wird Opitz zitiert. Im „Früling" ist die erstere Note jedoch nicht enthalten.

[14]) Parallelen bei Opitz und Tscherning. Vorausgeschickt sei die Bemerkung, daß Tscherning selbst drei Stellen bei der Aufnahme des Lobgesanges in den „Früling" gestrichen hat, die sehr stark an Opitz erinnerten. So kommt es, daß die Verszählung im Erstdruck und im „Früling" von einander abweicht. Ich bezeichne die ausgefallenen Stellen im Folgenden mit a, b, etc., um dadurch deutlicher zu zeigen, wo sie im „Früling" ausgefallen sind. Es entspricht also Vers 114 a—e meiner Zählung Vers 114—118 der des Erstdrucks, Vers 145 a—d den Versen 150—153, Vers 219 a—d den Versen 229—232. — Die Zeilen des Opitzischen Werkes gebe ich nach Witkowskis Neudruck der Ausgabe von 1624 a. a. o. S. 199—220. Bei anderen Dichtungen ist die Opitzausgabe von 1690 zugrunde gelegt. Einige Anleihen bei Opitz hatte schon Eschenburg nachgewiesen, leider ohne genauere Angabe der Stellen bei Opitz. Ich führe auch diese Stellen an und zwar mit einem Fragezeichen, wo es mir nicht gelungen ist, die genaue Stelle zu ermitteln.

Tscherning Vers		Opitz Vers	Tscherning Vers		Opitz Vers
3	=	609	51	=	661
5—6	=	642—643	51—52	=	75, 76, 662
10	=	559—560	53	=	191
11—13	=	9—10	57	=	50, 80
14—15	=	21—22	58	=	78—79
15	=	46	59	=	58—59
15—17	=	7, 45, 47	61—62	=	83—84
17—19	=	6—8	63	=	321
19—20	=	477—478	66	=	557
20—21	=	479	68	=	?
21—23	=	480—482	101	=	192
24	=	484	101—102	=	95—96
25—26	=	487—488	105	=	189—190, 196
27—28	=	651—652	114 a, 114 b	=	93—94
28	=	169—170	114 c, 114 d	=	107—108
29—33	=	201—204	116—120	=	Judith IV. 4
33—34	=	Klagelieder des Jeremias	123—125	=	54, 56
			126	=	52—54
35—43	=	213—220	132—133	=	55—56
45—46	=	207—208	145 a	=	609

Tscherning Vers		Opitz Vers	Tscherning Vers		Opitz Vers
145 a—145 b	=	579—580	200—201	=	561—564
155—156	=	506—508	201—206	=	585—588
158	=	662	205—211	=	546—551
185	=	504	211—213	=	569—571
188	=	?	214	=	552
191—192	=	442—443	215—217	—	647—648
193—198	=	444—449	218	=	667 außerdem
194	=	500			1690. II. 211
197	=	452	222	=	645

Zu bemerken ist noch folgendes: Tschernings Vers 188 findet sich bei Opitz in folgender Weise: „Wo Kaurus um den Korb des hohen Mastes pfeift". Fast ebenso lautet der Vers bei Tscherning in dem Gedichte auf Rhenischs Geburtstag (Vers 9): „Wenn Kaurus um den Mast mit vollem Sturme sauset."

[15]) Anlehnung an die griechische Anthologie.

Tscherning Vers	Vermittlung	Quelle
29	Heinsius-Opitz 201 ff.	Palladas X 84, 1
33—34	Seneca epist. 18, 4 Opitz, Klagelieder des Jeremias	Kleanthes.
35	Heinsius-Opitz	Moschos (epit. Bion. 99—105)
118, 120	Opitz-Judith	Euenos XI. 49, 5
201	Heinsius-Opitz	Eubulos fr. 94
209	Heinsius-Opitz	Nikainetos XIII, 29

Zu Vers 118, 120 sei bemerkt, daß Rubensohn die Vermittlung durch Opitzens Judith (Tschernings Ausgabe IV. 4.) entgangen ist.

[16]) Vgl. Eduard Stemplinger, das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. Leipzig 1906. S. 169, 264, 344, 349, 351. — Tschernings Vers 41—43 lehnt sich an Horazens Ode, II. 14 an. Horaz sagt aber, man könne mit keinem Opfer die Todesstunde aufhalten. Tscherning dagegen faßt die Areceni tauri als Lösegeld nach dem Tode auf. Dadurch unterscheidet er sich von Weckherlin und Opitz. Im übrigen ist aber das Bild der Einwirkung folgendes:

Tscherning	Vermittlung	Horaz
Vers 41—43	Weckherlin-Opitz	Ode II. 14, 5 ff.
„ 123—127	Fleming	„ I. 18, 5 ff.
„ 134—135	—	„ III. 21, 13 ff.
„ 193—195	Heinsius-Opitz	„ III. 19, 13 ff.
„ 217—219	Opitz (zweimal)	„ III. 14, 17 ff.

Bei Stemplinger ist die Vermittlung der Verse 193—195 durch Heinsius-Opitz, sowie die Stelle 217—219 übergangen worden.

Anmerkungen zu Kapitel 10.

[1]) An seine spätere Gattin ist nur ein einziges Gedicht im „Vortrab" gerichtet, das an anderer Stelle noch erwähnt werden wird.

[2]) Wenigstens ließ sich eine Vorlage nicht feststellen. Der Gedanke schmeckt freilich sehr nach der epigrammatischen Lyrik des lateinischen Humanismus.

[3]) Vgl. Peter Neuenheuser, Untersuchungen über Martin Opitz im Hinblick auf seine Behandlung der Natur. Diss. Bonn 1904.

[4]) Peter Neuenheuser, Untersuchungen a. a. O. S. 73—94. Eine so konsequente Philosophie, wie sie Neuenheuser nachzuweisen sucht, kann ich jedoch in Opitzens Werken nicht finden.

[5]) Vesuvius-Ausgabe von 1690. I. 23. — von Waldberg (S. 127) ist dieser Ausdruck bei Opitz und Tscherning entgangen. Er beobachtete ihn dagegen bei Simon Dach. (Ausgabe des Literarischen Vereins zu Stuttgart, B. 130, S. 429) und suchte ihn auf ein Madrigal von Guarini zurückzuführen. Da er aber auch bei Opitz vorkommt, stimme ich mit Neuenheuser dahin überein, daß er wohl aus Heinsius übernommen wurde. Von Opitz haben ihn Tscherning und Dach entlehnt.

[6]) Vgl. Windelband, Geschichte der Philosophie. 1892. S. 303.

[7]) Der textkritische Vergleich des „Frülings" mit den Einzeldrucken zeigt, mit welcher Sorgfalt Tscherning an seinen Versen feilte. Zahlreiche Varianten bezeugen das.

[8]) Originell war allerdings der Gedanke zu dieser Dichtung auch nicht. Schon im 16. Jahrhundert hat Jörg Busch aus Nürnberg die schwarze Kunst besungen. Später hat sie Fischart in der „Geschichtsklitterung" gefeiert. Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir auch ein volkstümliches Lied von der Buchdruckerei. Auch zahlreiche unbekannte Dichter des 17. Jahrhunderts haben ihr Lob gesungen. Das soll auch Opitz getan haben, wie von Waldberg a. a. O. S. 68 sagt. Doch ist mir keine Dichtung Opitzens auf die Buchdruckerei bekannt.

[9]) Um die Abhängigkeit von Opitz auch bei dieser Dichtung im einzelnen zu zeigen, seien einige Parallelstellen herangezogen. Vers 7 und 8 lautet bei Tscherning:

„Steht noch biß diesen Tag rein / schnell / vnwandelbar /
Beweglich / Zirkelrund / vollkommen / hell vnd klar.

Bei Opitz im Vesuvius heißt es:

„Rein an Beschaffenheit / ganz, nimmer wandelbar /
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und klar.

Die Metaphern von Vers 11 an lassen sich fast sämtlich bei Opitz nachweisen.

S. 138 (Fr. B. A.) heißt es bei Tscherning:

„wann Etna Steine schneyt /
Vnd auff das Land herumb gepichte Flammen speyt.

Bei Opitz:

„Komm in Sicilien, da raget Ätna für
Der oftmals auch das Land mit Asche überschneyet,
Mit Steinen um sich wirft gepichte Flammen speyet."

S. 142, Mitte:

„sich nicht bewegen lassen
Ob alles knack und bricht"

geht auf das Horazische:

Si fractus illabatur orbis,
Imparidum ferient ruinae

zurück.

Das ist Stemplinger „Das Fortleben der Horazischen Lyrik" a. a. O. entgangen. Der Ausdruck für Buchner „Der Musen Nachtigall" geht auf Kölers Lobrede für Opitz zurück. Dort heißt es S. 29: „Lusciniam illam ad Albim."

[10]) Von inhaltlichem, aber nicht von dichterischem Werte ist eine Stelle wichtig, die über den Verbleib von Opitzens „Dacia antiqua" einen Anhaltspunkt gibt. Dort heißt es:

„Wer Opitz / O Du Fürst und Phoenix der Poeten /
So Deutschland hat erzeugt bey schweren Kriegesnöthen /
Dein Altes Dacien in Druck ans Licht gebracht /
Worauff die weise Welt vorlängst jhr Hoffnung macht /
Man dürfte sich jetzund auff jenen nicht ergrimmen /
Der Dich / Du deutscher Schwan / den Sternen gleiche klimmen
Mit krancken Augen siht: Der mit gepichter Hand
Durch dieses Buch Dir Rhum / vnd Nutzen vns entwand /
Dein Hertze Nüßler weiß / was da für Kunst gestecket /
Was Du für edle Zeit vnd Fleiß hieran gestrecket /
In vielen darzuthun / wie jener Geist geirrt /
Der Gothen in ein Volck vnd Geten hat verwirrt /

Was mehr nicht kundt gethan / auß blinder Nacht zu reissen.
Es solt' / O den Verlust! / der Bücher König heissen /
So Deine Hand gepflanzt. Nun / Opitz / Dein Gebein /
Ich schwer' es / sol versehrt nicht vngerochen sein.
Der Musen Nachtigall mein Buchner wird Dich rächen.
Und Nüßlers kluger Mund wird dem ein Vrtheil sprechen /
Der Dich vnd vns beraubt / zu seinem hohn vnd Spott /
Bist Du nicht mehr bey vns / so bistu doch nicht todt."

Diese Stelle bezieht sich wohl auf die Nachlässigkeit, mit der Opitzens Verwandter den Nachlaß behandelte. Darüber klagte auch Preuten in seinem Briefe, der bei Lindner „Umständliche Nachricht von . . . . . Opitz" (Hirschberg 1740) abgedruckt ist.

[11]) Es ist schwer, einen einheitlichen Grundgedanken zu finden, der der Anordnung der Gedichte im „Früling" zu grunde liegen könnte. Wenn man nicht sagen will, daß der blinde Zufall maßgebend war, so wird man annehmen müssen, daß verschiedene Grundlagen der Einteilung mitgewirkt haben. Auf der einen Seite ist die Entstehungszeit bei der Anordnung innegehalten worden. Wenigstens hat es nach den erhaltenen Einzeldrucken den Anschein, als ob alle nach S. 267 der B. A. abgedruckten Gedichte 1640—1641 entstanden seien, während die „Rachel" und die Rostocker Gelegenheitsgedichte ziemlich zu Anfang abgedruckt sind. Aber diese Reihenfolge ist nicht streng durchgeführt, denn die Gedichte auf S. 17 und 26 stammen aus dem Jahre 1639. Daneben bemerken wir den Versuch einer Einteilung nach dem Inhalt. Am Anfange des Werkes sind eine Anzahl geistlicher Gedichte zu finden und auf S. 252—267 ist die Hauptmasse der Epigramme abgedruckt. Aber mehrere geistliche Lieder und eine Anzahl Epigramme sind auch an anderen Stellen zu finden.

[12]) Vgl. O. Fritsch „Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei" (Halle, Diss. 1884 S. 71); Borinski „Die Poetik der Renaissance", Kap. 2.

[13]) Die aus der Anthologie übersetzten Epigramme sind nach Rubensohns Ermittlungen folgende:

Tscherning	Vermittlung	Original
[1]) Drei Dinge sind schädlich (Fr. B. A. S. 255)	Weckherlin	Unbekannter X. 112
[2]) Eine Fichte vom Wetter umgeschlagen (Fr. B. A. S. 259)	—	Unbekannter IX. 105
[3]) Trewe Liebe (Fr. B. A. S. 259 f.	O. Luscinius J. Sleidanus	IX. 30 und IX. 31 Lukillios. Anth. Pal. XI. 390
[4]) Gold dringet durch (Fr. B. A. S. 260)	Natalis Comes	Paulus Silentiarius V. 216
[5]) An eine alte Jungfraw (Fr. B. A. S. 260 f.)	Opitz. Florilegium II. 11. (Scaliger) C. Ursinus Velius	Rufinus, Anthologia Palatina V. 27

[14]) Vgl. Eduard Stemplinger „Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance" a. a. O. S. 151, 191, 194, 391, 407. Im Inhaltsverzeichnis dieses ausgezeichneten Buches ist Tscherning übergangen worden. Die erste von mir oben zitierte Stelle erwähnt Stemplinger nicht.

[15]) Der Einfluß des Horaz in den gesamten Stellen zeigt sich also zusammenfassend nach Stemplingers Angaben in folgender Weise:

Tscherning	Vermittlung	Horaz
B. A. S. 29	—	Ode I 12, 12
B. A. S. 343	Opitz	„ IV 9, 25 ff.
B. A. S. 359	Opitz	„ I 24, 19 f.
B. A. S. 63	Opitz	„ IV 4, 1 ff.
B. A. S. 83	(Fleming, Dach)	„ I 26, 1 ff.

[16]) Vgl. die sorgfältige Untersuchung Richard Levys „Martial und die deutsche Epigrammatik des 17. Jahrhunderts" (Heidelberger Dissertation) Stuttgart 1903, auf der ich im folgenden fuße.

[17]) Bei den erwähnten persönlichen Beziehungen zwischen beiden Dichtern ist die Bekanntschaft der Schefferschen Werke sicher. Levy setzt S. 79 die beiden Stellen nebeneinander, ohne einen Schluß auf die Abhängigkeit zu ziehen.

[18]) Die Stellen Tschernings, wo Martial zu grunde liegt, sind nach Levys Untersuchung folgende:

Tscherning	Vermittlung	Martial
An die Gellia, B. A. S. 252	Opitz, Flor. II. S. 21	I. 33
An Codrus. B. A. S. 255	—	Pseudomartial XI
An einen Reichen, B. A. S. 256	Owenus (Scherffer)	XI. 44
Aus dem Martial, B. A. S. 258	—	X. 43
Aus ebendemselben, B. A. S. 258	—	XII. 12
Aus dem Lateinischen, B. A. S. 268	—	VII. 86
Aus dem Lateinischen, B. A. S. 272	Johann Pothius in Deliciae Poetarum Germanorum V S. 224	IX. 81
Auff den Zoilus, B. A. S. 339	Opitz, Flor. I. S. 10	III. 26
An den Fidentin, B. A. S. 356	Opitz, Flor. I. S. 21 f.	I. 64

Daneben wird Martial gelegentlich in den gelehrten Anmerkungen erwähnt, so in den „Proverbia Arabica“ S. 10 u. 107 der B. A.

[19]) Leider fehlen noch jegliche Vorarbeiten über den Einfluß des Neulatinismus auf die deutsche Literatur. Adalbert Schröter, Beiträge zur Geschichte der neulateinischen Poesie Deutschlands und Hollands-Palaestra B. 77. (Berlin 1909) bietet für die Wechselbeziehungen zwischen lateinischer und deutscher Poesie nichts. J. B. Muth, Über das Verhältnis von Opitz zu Heinsius (Leipzig 1872) bespricht nur den Einfluß auf Opitz und dürfte auch hierin durch die neuere Forschung überholt sein. Endlich ist noch eine Arbeit von Erich Urban zu erwähnen über „Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts (Heidelberger Dissertation) Berlin 1899, die aber nur Aufzählungen bietet. Nirgends ist hier der Versuch gemacht, die Übersetzungen zu charakterisieren oder ihre Beziehungen untereinander festzustellen.

[20]) Die entlehnten Epigramme sind nach Urbans Ermittlungen folgende:

Fr. B. A. S. 254	Trost des Armen (An einen Reichen)	=	Owenus I. 107, III. 54, IV. 147, XI. 85
„ „ „ „ 255	Die blinde Liebe	=	„ VII. 88
„ „ „ „ 256	Auff Lelius Hochzeit	=	„ IX. 19, (XI. 55)
„ „ „ „ 256	An einen Reichen (N. Martial)	=	„ IX. 72
„ „ „ „ 256	Philantus an Philaristus	=	„ IV. 71
„ „ „ „ 256	Philaristus dem Philantus	=	„ IV. 72
„ „ „ „ 256	Homerus	=	„ VIII,33 (IV.225)
„ „ „ „ 256	Die Rechte	=	„ II. 187
„ „ „ „ 256	An Serenus	=	„ IV. 72
„ „ „ „ 257	Orpheus	=	„ V. 6
„ „ „ „ 257	Aus dem Owenus	=	„ VII. 78
„ „ „ „ 257	Weh dem der allein ist	=	„ IV. 36
„ „ „ „ 257	An einen ungerechten Richter	=	„ IV. 27
„ „ „ „ 258	Mäßige Fröhlichkeit	=	„ IV. 218
„ „ „ „ 259	Wasche nicht viel aus	=	„ VI. 76
„ „ „ „ 259	Beständige Liebe	=	„ VI. 3
„ „ „ „ 259	Wein	=	„ (II. 80)
„ „ „ „ 267	Christus der Weg	=	„ III. 101
„ „ „ „ 269	Johannes und Christus	=	„ IV. 208
„ „ „ „ 275	An Petrus	=	„ III. 40
Vortrab Bl. L. v.	Mässigkeit	=	„ III. 123

[21]) Ich kann folgende Epigramme als Übersetzung aus Barlaeus nachweisen.

Tscherning.		Barlaeus Editio nova Poematum 1631.
S. 65. Die Hand redet Aus dem Barlaeus	=	Manus S. 481
S. 66. Der Bauch	=	Venter S. 481
S. 67. Der Esel redet	=	Asinus S. 484
S. 252. Die Zunge redet	=	Lingua S. 485

S. 263. Der Schwan, Aus dem Barlaeus = Olor S. 487
S. 264. Die Gans = (Canis. S. 484. Z. 1)
S. 264. Die Ziege = Capra S. 487
S. 264. Die Eiche = Quercus S. 486
S. 352. Über das Bildnis des Claudius de Salmasia.
Aus dem Lateinischen des Barlaeus = ?

Außerdem ist mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Barlaeus „Zwiebeln und Knoblauch“ (S. 66), doch konnte ich es ebensowenig wie die vorher genannte Stelle in der Ausgabe von 1631 finden.

[22]) Rubensohn (Griechische Epigramme a. a. o. S. 174) gibt unter Berufung auf Morhof an, Tscherning habe Rätsel von Johann Georg Schoch übersetzt. Dies ist schon deshalb unmöglich, da Schochs Werke nach Rubensohns eigener Angabe erst nach dem „Früling“ erschienen sind. Außerdem sagt Morhof an der zitierten Stelle (Unterricht S. 778), daß Harsdörfer aus Schoch, Tscherning aus Barlaeus übersetzt habe.

[23]) Vgl. Hermann von Staden, Paul Fleming als religiöser Lyriker a. a. o. S. 73 f.

[24]) Interessant ist es zu beobachten, wie Tscherning sich selbst ausschreibt. Die Verse in dem genannten Gedichte

„Der Mensch mit seinem tichten
Weiß wenig außzurichten.“

kommen wörtlich in einem Gedichte an Suschke (Fr. B. A. S. 18) vor, das 1639 gedichtet wurde.

[25]) Vgl. Mützell, Geistliche Lieder a. a. o. S. 348.

[26]) Das Gedicht ist abgedruckt in Meditationes sanctorum patrum. durch Martinum Mollarum, Görlitz 1587. Auch findet es sich im Greifswalder Gesangbuch von 1592 und 1597, das Tscherning vielleicht in Rostock bekannt geworden ist. Die obige Fassung ist nach dem Abdruck bei Wackernagel, das deutsche Kirchenlied V. B. N. 121 gegeben. Durch die Abhängigkeit von dem Hoierschen Liede wird die Ähnlichkeit des Gedankenganges des Tschern. Gedichtes mit einem gleichfalls in der Sammlung von 1644 erschienenen Gedichte Logaus „Eines, O Gott, der Du bist ein Freund der Menschen-Kinder“ hinreichend erklärt. Sonstige Anklänge an Logau habe ich nicht gefunden.

Lebenslauf des Verfassers.

Ich, Hans Heinrich Borcherdt, wurde am 14. August 1887 in Breslau geboren. Meine Religion ist die protestantische. 1897 trat ich in das städtische Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau ein, das ich 1905 mit dem dortigen Friedrichs-Gymnasium vertauschte. Durch ein Augenleiden am Schulbesuch gehindert, widmete ich mich in Breslau dem Studium der Musik, wobei ich vor allem musikgeschichtlichen Unterricht bei † Professor Dr. Emil Bohn genoß. Gleichzeitig bereitete ich mich privatim zum Abiturientenexamen vor, das ich Ostern 1908 als Extraneer am städtischen Gymnasium zu Waldenburg in Schlesien bestand. Darauf studierte ich an den Universitäten Breslau, München, Rostock, München deutsche Philologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. In dieser Zeit hörte ich Vorlesungen bei den Herren Borinski, Burger, Erhardt, Golther, von Heigel, Max Koch, Königer, Kutscher, von der Leyen, Arnold O. Meyer, Muncker, Herm. Paul, Riehl, von Schwerin, Seger, Siebs, Unger, Voll, Wilhelm. Allen diesen Herren sei an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen. In erster Linie gebührt er Herrn Prof. Dr. Muncker; durch ihn bin ich Philologe geworden.

Druck von L. Mössl, Inh.: Fritz Voglrieder, München, Klenzestr. 34.